

## IV GEFÜHL UND GESELLSCHAFT

Die Trias Vernunft, Gefühl und Gesellschaft scheint ein merkwürdiges Spannungsfeld zu konstituieren. Man kommt hier schnell zu einem Bild, das Sigmund Freuds Vorstellung von Es, Ich und Über-Ich ähnelt. Auf der einen Seite steht dann die triebhafte Kraft der Natur, die nach Lustbefriedigung und Schmerzvermeidung strebt und deren Wurzeln tief in die Stammesgeschichte tierischen Lebens reichen. Auf der anderen Seite erscheint die zivilisierte Gesellschaft, welche beansprucht, ihre eigenen Regeln durchzusetzen. Dazwischen befindet sich das Ich, welches in seiner erwachsenen Form als vermittelndes Realitätsprinzip dann auf die Vernunft zu setzen hat und dabei ein bestimmtes Unbehagen gegenüber der Kultur hegen mag.<sup>1</sup>

Ein anderes Bild zeichnet Edward E. Wilson in seiner evolutionären Biologie.<sup>2</sup> Wir begegnen hier einer Beschreibung, welche in der Logik der Gefühle und Affekte die wahre Vernunft vermutet. Über einen mehrere hunderttausend Jahre andauernden Prozess der Darwinschen Selektion – so seine soziobiologische Argumentation – hätten sich genau jene erfolgreichen motivationalen Strukturen herausgebildet, die uns heute als gesellschaftliche Wesen erscheinen lassen. Dass wir sozial, altruistisch, religiös, moralisch, Musik liebend, unsere Interessen verteidigend, Inzucht vermeidend, in einem positiven Sinne aggressiv und in anderen Weisen vernünftig sein können, wäre dann nicht (nur) den kulturell bedingten gesellschaftlichen Normen zuzuschreiben. Vielmehr erschiene all dies auch im Einklang mit unserer biologischen Natur. Auch in unserem gesellschaftlichen Verhalten manifestiere sich nur die Weisheit jener Gene, welche eben eine bestimmte Form von Kognitionen und Verhaltensweisen entstehen lassen, welche in bestmöglichem Sinne dem Fortbestand der menschlichen Art dienen.

Beide Beschreibungen zeichnen ein recht reduziertes Bild von Emotionen. Ihnen wird hier die Rolle eines Effektors zugeschrieben, der dann *monokausal* entweder ein evolutionär sinnvolles Sozialverhalten präge oder andersherum als problematischer Trieb der Gesellschaft entgegenstehe.

<sup>1</sup> Vgl. Freud (2007 [1930]).

<sup>2</sup> Wilson (1998).

Demgegenüber zeichnet die moderne Emotionsforschung ein wesentlich reicheres Bild von der Natur der Gefühle. Sie erscheinen nun selbst als komplex, sind inhärent mit kognitiven Prozessen verbunden, werden durch kommunikative Prozesse moduliert und geformt und folgen eigenen Zeitstrukturen und Dynamiken, welche manche Gefühle nun auch als soziale Emotionen erscheinen lassen. Nicht zuletzt ergeben sich deutliche Hinweise, dass eine Reihe der an den sozialen Emotionen beteiligten Prozesse phylo- und ontogenetisch unmittelbar an der Entstehung von Sprache beteiligt sind.

In diesem Sinne erscheint es ein lohnendes Thema, die Beziehung zwischen Soziologie und Hirnforschung etwas genauer auszuloten. Wir beginnen mit der *›Neurobiologie der Gefühle‹* (1) und beschäftigen uns dabei zunächst mit jenen affektiven und kognitiven Resonanzprozessen, die derzeit unter dem Begriff *›Spiegelneuronen‹* diskutiert werden, und schauen aus dieser Perspektive dann ausführlicher auf das, was sich aus neurobiologischer Sicht derzeit zu dem Verhältnis von Rationalität, Empfindung und Körper sagen lässt. Anschließend gehen wir ausführlicher auf die so genannten *›sozialen Gefühle‹* ein und stellen mit der *›Affektlogik‹* ein integratives Modell vor, das in verschiedener Hinsicht eine besondere Affinität zur soziologischen Theoriebildung zeigt.

Im Hinblick auf die Quellenauswahl werden wir in diesen Kapiteln vor allem Wissenschaftler zu Wort kommen lassen, die durch ihre empirische Forschung wichtige Beiträge zu einem tieferen Verständnis der Funktionsweise von Emotionen vorgelegt haben. Zu nennen sind hier unter anderen: Antonio Damasio, Vilayanur Ramachandran, Christian Keysers, Jaak Panksepp und Luc Ciompi.

Anschließend wird es um das *›Gefühl in der soziologischen Theoriebildung‹* (2) gehen. Mit Blick auf eigenständige Monografien hat sich die Soziologie zwar bislang eher wenig mit Emotionen beschäftigt und es bleibt fraglich, inwieweit es überhaupt sinnvoll wäre, eine *›Soziologie der Gefühle‹* als eigenständiges Projekt zu entwickeln.<sup>3</sup> Da sich jedoch – zumindest in impliziter Form – die meisten großen soziologischen Entwürfe durchaus auch in Beziehung zu dem Thema Affekt gesetzt haben, lohnt hier vor allem ein Blick auf die alten und neuen Klassiker der Soziologie.

Wir werden dabei nicht auf alle relevanten Meilensteine soziologischer Theoriebildung eingehen können, sondern *pars pro toto* mit Max Weber, Alfred Schütz und Thomas Luckmann, Georg Simmel, Talcott Parsons, Karl Mannheim, Pierre Bourdieu und Niklas Luh-

<sup>3</sup> Siehe zu Ansätzen einer soziologischen Emotionsforschung, welche auch in einem positiven Sinne nach der Bedeutung der Emotionen für soziale Prozesse sucht: Barbalet (2002, 1998), Flam (2002), Gerhards (1988) und Vester (1991).

mann recht unterschiedliche theoretische Perspektiven auf das Gefühl vorstellen. Die Auswahl mag zunächst willkürlich erscheinen, ist aber hinsichtlich der von ihr abgedeckten Varianz so breit angelegt, dass das Spektrum kontroverser Theorieangebote hinreichend abgebildet ist und somit ein ausgewogenes Verhältnis zwischen handlungs-, praxis- und systemtheoretischen Perspektiven entsteht.

Im letzten Abschnitt mit dem Titel *›Soziologie und Affekt‹ (3)* werden wir die durchlaufenen Stationen zusammenschauend betrachten und untersuchen, an welchen Stellen die hier vorgestellten Befunde zur Rolle der Gefühle die soziologische Theoriebildung berühren, und abschließend fragen, inwieweit das Verhältnis der Soziologie zum Gefühl selbst als gesellschaftlich formatiert zu sehen ist, also inwieweit die Grenzen für einen fruchtbaren Dialog von ihr selbst erzeugt sind.

## I Die Neurobiologie der Gefühle

Ein in unserem Zusammenhang hochinteressantes Feld bilden die unter dem Stichwort *›Spiegelneuronen‹* diskutierten Phänomene der neuronalen Resonanz von Verhalten, Kognition und Emotion. Entdeckt wurden diese Prozesse von Giacomo Rizzolatti in Experimenten mit Makaken-Affen.

### *Spiegelneuronen: Resonanz der Gefühle*

Der Ausgangspunkt seiner Studien lag zunächst in dem Befund, dass schon neugeborene Äffchen bestimmte Verhaltensweisen eines Versuchsleiters – zum Beispiel das *›Zunge herausstrecken‹* – spontan imitieren. Mittels bildgebender Verfahren ließ sich nun zeigen, dass allein schon die visuelle Wahrnehmung des Verhaltens von einem Akteur bei einem anderem in seinem prämotorischen Kortex, also jenem Hirnareal, das für Koordination von Bewegungsabläufen zuständig ist, eine homologe Aktivität auslösen kann. Mittlerweile sind solche Spiegelungsaktivitäten auch bei Menschen in einer Vielzahl von Experimenten nachgewiesen worden, wobei sich zeigen lässt, dass hierbei unterschiedliche Sinnesmodalitäten und emotional-affektive Prozesse in komplexer Weise miteinander verflochten sind.<sup>4</sup> So werden beispielsweise Schmerzerfahrungen eines anderen nur in der affektiven, nicht jedoch hinsichtlich der sensorischen Komponente des

<sup>4</sup> Siehe zur Einführung in die Konzeption der Spiegelneuronen mit einem Rekurs auf Georg Herbert Mead: Naziker Bayram und Nadia Zaboura (2006).

Leids gespiegelt.<sup>5</sup> So zeigt sich, dass nicht jeder Mensch, der einem gegenübertritt, in gleicher Weise gespiegelt wird. Wenn der andere aus moralischen Gründen abgelehnt oder als ›anders‹ attribuiert wird, werden seine Gefühle in der Regel in geringerem Ausmaße bzw. überhaupt nicht übernommen. Auch zeigen sich zwischen Männern und Frauen Unterschiede hinsichtlich der Frage, unter welchen Bedingungen gespiegelt wird.<sup>6</sup>

Es scheinen genetisch bedingte und durch Sozialisation vergrößerbare Unterschiede zu bestehen, inwieweit ein Organismus zu Empathie fähig, also in der Lage ist, die Gefühlszustände anderer zu spiegeln. Hier ergeben sich dann beispielsweise Erklärungsansätze zum Autismus sowie zu bestimmten Formen psychopathologischen Verhaltens, das nun entsprechend mehr oder weniger eindeutig mit gewissen Hirnstrukturen in Verbindung gebracht werden kann.<sup>7</sup>

Die Entdeckung der Spiegelneuronen und die hieran anschließenden Untersuchungen berühren in besonderer Weise unsere Sicht auf die Natur intentionaler Zustände – und damit auch die Frage nach der Natur sozialen Handelns.<sup>8</sup>

Hiermit treffen wir auf die Theoriekontroverse zur *theory of mind*, also die Auseinandersetzung um die Frage, wie es gelingen kann, die Gedanken und Handlungsabsichten eines anderen nachzuvollziehen. Mit der *theory theory* und der *simulation theory* werden in Bezug auf mögliche Mechanismen zwei konkurrierende Erklärungsangebote formuliert.

Die erste Position (›theory theory‹) geht davon aus, dass intentionale Zustände inferenziell erschlossen werden. Die Argumentation lautet etwa folgendermaßen: Wenn ich einen anderen eine Bewegung ausführen sehe, so läuft bei mir unweigerlich eine Suche an, welche die Bedeutung dieser Bewegung zu erschließen versucht. Dem anderen wird ein intentionaler Status, eine sinnmotivierte Handlungsabsicht zugeschrieben und entsprechend wird mit logisch deduktiven Mitteln versucht, die Grammatik der Handlung zu rekonstruieren, indem man sich selbst an seine Stelle setzt und überlegt, was er oder sie denn sinnvollerweise beabsichtigen, tun oder wollen könnte. Wir begegnen hier einem propositionalen Gefüge, das im Sinne von Chomsky einer regelgeleiteten grammatischen Tiefenstruktur folgt und auf diesem

5 Siehe Tania Singer (2004b).

6 Siehe Tania Singer (2004a; 2006).

7 Siehe etwa Essi Viding (2004; 2005) sowie Marco Iacoboni und Mirella Dapretto (2006).

8 Siehe zum Problem der Intentionalität und ihrer neurobiologischen Modellierung ausführlich das Kapitel V ›Neurophänomenologie – oder das Bewusstsein als soziales Organ‹.

Weg das Handeln des anderen in der Perspektivenübernahme entsprechend einer Subjekt-Prädikat-Objekt-Logik verstehen lässt.

Demgegenüber wird in der zweiten Position (»simulation theory«) davon ausgegangen, dass der primäre Mechanismus des Verstehens in den unwillkürlich ablaufenden Prozessen einer Simulation liege. Durch das Sehen werde nun ein mimetischer Prozess ausgelöst, der sich selbst in dem anderen spiegeln lasse, um auf diesem Wege zunächst homologe sensorische Zustände zu erzeugen, die dann gegebenenfalls in einem zweiten Schritt auch sprachlich kommentiert werden können. Die Zustände des anderen werden nicht wie in der *theory theory* inferenziell, sondern auf Basis neuronaler Resonanzen erschlossen.

Die Untersuchungen zu den Spiegelneuronen bestärken vor allem die Simulationstheorie, wenngleich eine zu platte Anwendung des Kopiedankens in die Irre führt.<sup>9</sup> Die Idee, dass die geistige Welt darauf beschränkt ist, motorisches Verhalten zu kopieren, würde evolutionär allein schon dadurch ad absurdum geführt, wenn auf Droggebärden eines erheblich stärkeren Akteurs ebenfalls nur mit Droggebärden und nicht mehr mit Weglaufen reagiert werden könnte.<sup>10</sup>

Um hier zu einem differenzierteren Bild zu gelangen, lohnt sich ein entwicklungspsychologischer Blick, der darauf schauen lässt, wie sich die Fähigkeit, Zustände von anderen zu repräsentieren, über die Zeit hinweg entfaltet. Schon Neugeborene sind durch den emotionalen Status ihrer Mutter affizierbar. Die Fähigkeit, die Blickrichtung zu spiegeln, also die Aufmerksamkeit auf denselben Gegenstand wie das Gegenüber zu richten, entsteht demgegenüber erst mit zwölf bis achtzehn Monaten. Tania Singer kommt mit Blick auf die aktuellen Studien zur Ontogenese von Empathie und *mind reading* zu dem Schluss, dass es sich hierbei um unterschiedliche, jedoch ineinander verflochtene Prozesse handelt.<sup>11</sup> Erstere beruhen maßgeblich auf der

<sup>9</sup> Vgl. Gallese (1998).

<sup>10</sup> Vgl. Jacob/Jeanerod (2005, 25). Kritiker der Simulationstheorie argumentieren auch, dass sich typische Fehler, die z. B. Kinder machen, wenn sie sich in einen anderen hineinversetzen, nicht durch das Resonanzprinzip erklärt werden könnten (vgl. Saxe 2005).

<sup>11</sup> »Contagious crying seems to be already present in newborns, before infants have developed self-awareness and the distinction between self and others. [...] The ability to have empathic responses in the absence of any emotional cue develops probably even later and should coincide with the emergence of conscious representations of one's own feeling states allowing for statements such as 'I feel sad or jealous'. [...] Whereas the former probability relies on a simulation based on one's own representation of a given feeling state in oneself (limbic structures), the

Beteiligung des limbischen Systems, also jener Funktionseinheit des Gehirns, die der Verarbeitung von Emotionen dient. An Letzteren sind auch der prä-frontale Kortex und der Temporallappen beteiligt, also jene Strukturen, die für die höheren kognitiven Funktionen verantwortlich sind. Interessant an diesem Befund ist vor allem die Entwicklungsperspektive, also dass aufeinander aufbauend komplexe Möglichkeiten der Spiegelung erlernt werden können, indem verschiedene neue Areale und Projektionsmöglichkeiten mit dem Kernprozess assoziiert werden. Beispielsweise eröffnet die Emergenz einer stabilen bewussten Selbstdarstellung nun die Möglichkeit, mit anderen Akteuren auf eine spezielle Weise in Resonanz zu treten. Diesen können dann entsprechend der eigenen Selbsterfahrung ebenfalls intentionale Zustände zugeschrieben werden.

Wichtig in unserem Zusammenhang ist die Frage nach den neuronalen Mechanismen dieser Prozesse. Entsprechend der einen Auffassung wären die hier beschriebenen kognitiven Operationen homolog der Chomskyschen Transformationsgrammatik als Strukturen anzusehen, die dem Gehirn aufgrund eines genetisch determinierten Entwicklungsprozesses eingeschrieben sind. Entsprechend dieser *kognitivistischen* Position arbeitet das Gehirn dann im Sinne der *theory theory* vor allem auf Basis *logisch-semantischer* Operationen.

Der alternative Erklärungsansatz erkennt demgegenüber zwar auch die genetisch bedingten Strukturen des Gehirns und die hiermit möglichen Fähigkeiten und Potentiale an. Dies steht jedoch nicht im Widerspruch zu der Idee, die Entwicklung von sprachlichen und logischen Fähigkeiten als einen erlernten Prozess anzusehen, der primär auf *Assoziation* und nicht auf einer vorformatierten logischen Struktur beruht. In der Linguistik entspricht diese Auffassung einer natürlichen Logik im Sinne von George Lakoff, die nun überwiegend assoziativ und metaphorisch vorgeht. Nur im Grenzfall eines besonderen kognitiven Trainings folge die Kognition aus dieser Perspektive entsprechend einem analytisch-deduktiven Schema.<sup>12</sup>

latter probably relies on mentalizing capacities (pre-frontal and temporal structures). [...] For example, the ability of an infant to direct its attention/gaze towards the attentional focus of the mother (joint attention) already develops at around the age of 12–18 month or even earlier. Furthermore, explicit forms of mentalizing may differentiate and get more and more complex over the life span. The distinction between first-order (attributing a belief to another person) and second-order beliefs (attributing a belief about another person's belief), the former developing at about age 4, the latter developing later between the ages 6–10, points to a continuous development of mentalizing abilities throughout the life span» (Singer 2006, 7).

<sup>12</sup> Lakoff (1971; 1981).

Physiologisch ist diese *konnektivistische* Position gut begründet, denn sie entspricht dem Hebb'schen Befund, dass sich Nervenzellen in ihren Aktivitätsmustern vor allem dann verbinden, wenn sie gemeinsam feuern. Kognition wäre in diesem Sinne als ein neuronales Netzwerk zu verstehen, in dem neue Assoziationen die Verbindungen zwischen den an diesen Prozessen beteiligten Neuronen verstärken, so dass in Zukunft schon bei schwachen oder verrauschten Reizen der gesamte Assoziationskomplex erneut aufgerufen werden kann. Bildhaft kann man sich dies etwa so vorstellen, dass sobald man eine Gestalt zu erkennen gelernt hat, schon ein unscharfes Bruchstück ausreicht, um die gesamte Figur zu evozieren.

Auch komplexe Kognitionen lassen sich auf Basis der Hebb'schen Lernregel verstehen. In verschiedene Hirnareale kompartimentierte Teilnetze mit spezifischen kognitiven Aufgaben werden dann über »reentrant Verbindungen«<sup>13</sup> miteinander zu einem übergreifenden Assoziationskomplex verwoben. Erkennen, Sehen, Hören, Fühlen und der emotionale Bewertungsprozess werden somit zu einer Einheit, wobei dann eben von einer Einheit nur deshalb gesprochen werden kann, weil sich die einzelnen (Sinnes-)Modalitäten erst durch die Konnektivität zu den jeweils anderen Modalitäten gegen- und miteinander ausdifferenziert haben.

Im Prinzip entwickelte sich schon in den sechziger Jahren mit den Studien von Held und Hein zur visuellen Verarbeitung von Katzen eine Ahnung hinsichtlich der Natur diesbezüglicher Prozesse. Einer ihrer Versuche sah etwa folgendermaßen aus:

Zwei junge Katzen wurden im Dunkeln aufgezogen und nur zu einem spezifischen experimentellen Arrangement in helle Räume gebracht. Dieses bestand darin, dass die eine Katze auf einem Wagen fixiert wurde, der von der anderen gezogen wurde. Es zeigte sich, dass die aktive Katze eine funktionierende visuelle Verarbeitung herausbildete, während das nur passiv wahrnehmende Tier nicht die Kompetenz entwickelte, adäquat auf visuelle Reize zu reagieren.<sup>14</sup> Aus diesen und anderen Untersuchungen entwickelte sich dann die Konzeption eines neurologischen Konstruktivismus, der im Sinne der Idee der *Verkörperung* davon ausgeht, dass Weltkontakt nur dadurch möglich wird, dass neuronale Teilsysteme mit anderen neuronalen Teilsystemen in *Resonanz* treten, um auf diesem Wege Assoziationskomplexe zu erzeugen, die sich über kreisförmige Prozesse selbst bestätigen.<sup>15</sup>

<sup>13</sup> Edelman (2004).

<sup>14</sup> Held und Hein (1963).

<sup>15</sup> Erkennen und Handeln bilden im Sinne von Humberto Maturana eine kybernetische Einheit sich aufeinander beziehender Anpassungen:

Kommen wir aus dieser Perspektive wieder zurück zum Thema der Verhaltensspiegelung. Der Befund, dass beim Sehen der Aktivität eines Anderen dieselben neuronalen Bahnen aktiviert werden, wie wenn man selbst diese Aktivität ausführen würde, erscheint nun mit Keysers und Gazzola in einem anderen Licht. All dies lässt sich als Hinweis verstehen, dass sich die Spiegelprozesse von ihrer Genese her als Hebb'sche Assoziationskomplexe deuten lassen.<sup>16</sup> Als Ausgangspunkt gilt dann zunächst die eigene verkörperte Erfahrung. Beispielsweise hat man durch die eigene Interaktionsgeschichte bereits gelernt, wie es sich anfühlt *und* wie es mit Blick auf des anderen Gesicht und Hände aussieht, gestreichelt und zärtlich berührt zu werden. Sobald sich jedoch eine entsprechende *synästhetische* Gestalt als neuronaler Assoziationskomplex bereits stabilisiert hat, reicht schon ein Bruchstück dieser Erfahrung aus, um denselben Erfahrungseindruck als Gestalt zu evozieren.

Der Anblick einer anderen Person, die gestreichelt wird, kann entsprechend einen hinreichenden Reiz darstellen, um diesen Komplex auf Grundlage der eigenen Erfahrungsbereitschaft selbst zu erleben.<sup>17</sup> Für diese These der synästhetischen, assoziativen Reizer-

»Aus solchen Untersuchungen wird klar, daß die ›visuelle Handhabung‹ einer Umwelt keine Handhabung einer Umwelt ist, sondern die Herstellung einer Menge von Korrelationen zwischen Effektor- (Muskel-) und (propriozeptiven und visuellen) Rezeptoroberflächen, so daß ein spezifischer Zustand in den Rezeptoroberflächen einen spezifischen Zustand in den Effektoroberflächen hervorruft, der wiederum einen spezifischen Zustand in den Rezeptoroberflächen erzeugt [...] usw. Verhalten gleicht einem Instrumentenflug, bei dem die Effektoren (Motoren, Klappen etc.) ihren Zustand verändern, um die Werte der Meßinstrumente konstant zu halten oder zu verändern, entsprechend einer genau angegebenen Variationssequenz, die entweder festgelegt ist (durch Evolution spezifiziert) oder während des Fluges aufgrund der Flugsituation verändert werden kann« (Maturana 1985b, 51 f.).

<sup>16</sup> Keysers und Gazzola (2006, 383).

<sup>17</sup> Bei Keysers und Gazzola lautet die Argumentation dann folgendermaßen: »We propose that these circuits, shared between the first (I do, I feel) and third person perspective (seeing her do, seeing her feel) translate the vision and sound of what other people do and feel into the language of the observers own actions and feelings. This translation could help understand the actions and feelings of others by providing intuitive insights in their inner life. We propose a mechanism for the development of shared circuits on the basis of Hebbian learning, and underline that shared circuits could integrate with more cognitive functions during social cognitions« (Keysers/Gazzola 2006, 383). »[I]deal Hebbian learning conditions are met: what fires together wires together [...] The same Hebbian argument can be applied to the case of sensations and emotions.

gänzung spricht dann auch der Befund, dass bei der erwachsenen Persönlichkeit die Spiegelung emotionaler Zustände auf multimodale Weise erfolgt, also sowohl visuelle, auditive und olfaktorische Reize entsprechende ›Perspektivenübernahmen‹ hervorrufen können.<sup>18</sup>

In gewisser Weise ergibt sich auf diesem Weg eine Naturalisierung und damit auch eine Entmystifizierung des Spiegelneuronen-Konzepts. Die beachtenswerte Leistung der Resonanz intentionaler Zustände würde dann nicht mehr auf einem speziellen Hirnaggregat beruhen müssen, das die Evolution erfunden hat, um sich besser in den anderen hineinsetzen zu können, sondern ist grundlegend in die Operationsweise einer Kognition eingelagert, die sich nur in einer Einheit von Erkennen und Handeln zur Geltung bringen kann.<sup>19</sup>

Die Spiegelprozesse erscheinen nun als eine natürliche Folge eines Gehirns, das sich ab einer gewissen Komplexitätsstufe quasi auf natürliche Weise sozial verhalten würde, da es *nolens volens* auch in Resonanz mit Sinneswahrnehmungen tritt, die eine Verschmelzung von Ego-/Alter-Perspektiven mit sich bringen. Dass dann in einem weiteren Schritt zugleich eine Differenzierung zwischen Ego und Alter initiiert wird, indem nun zudem auch Wahrnehmungsunterschiede genutzt werden können, um zwischen Selbst- und Fremd-

While seeing ourselves being touched, somatosensory activations overlap in time with visual descriptions of an object moving towards and touching our body. After Hebbian association the sight of someone else being touched can trigger somatosensory activations« (Keysers/Gazzola 2006, 396).

<sup>18</sup> Vgl. Gazzola (2006).

<sup>19</sup> Hierzu ausführlicher Rizzolatti und Sinigaglia: »Es sind ihre visuomotorischen Eigenschaften, welche die Spiegelneurone in die Lage versetzen, die *visuelle Information* mit dem *motorischen Wissen* des Beobachters zu koordinieren. Was die Aktivierung der Spiegelneurone als motorische Neurone während einer Handlung auszeichnet, ist nicht nur die Tatsache, daß sie deren Typus, deren Ausführungsformen und -zeiten kodieren, sondern auch, daß sie ihre Durchführung kontrollieren. Nun gibt es keinen Kontrollvorgang, der nicht einen Mechanismus der Antizipation enthielte und der folglich nicht einen Zusammenhang zwischen einer bestimmten neuralen Aktivität und deren eventuellen Auswirkungen herstellen würde. Im spezifischen Fall der Areale F5 und PF-PFG erzeugt die *Bestätigung* dieser Auswirkungen ein *motorisches Grundwissen* über die von den einzelnen Neuronen kodierte Bedeutung, ein Wissen, das *sowohl* bei der Ausführung der Handlung *als auch* bei der Beobachtung dieser Handlung, wenn sie von anderen ausgeführt wird, genutzt werden kann. Die Aktivierung desselben neuralen Musters verrät somit, daß das Verstehen der Handlungen anderer Beobachter dasselbe motorische Wissen voraussetzt, das die Ausführung der eigenen Handlungen reguliert« (Rizzolatti/Sinigaglia 2008, 109).

referenz zu pendeln, wäre eine weitere, jedoch nun nicht mehr allzu unwahrscheinliche Folge.<sup>20</sup>

Von hier aus gesehen ist es nur ein kleiner Schritt zu der These, dass die komplexe Konnektivität der neuronalen Zustände von Primatengehirnen über jene Resonanzphänomene den fruchtbaren Boden bereitete, auf deren Basis dann unsere Sprache als ein eigenständiger Assoziationskontext entstehen konnte. In diesem Sinne argumentiert auch Emrich mit Verweis auf die Untersuchungen von Kohler et al.<sup>21</sup>: Die »Charakteristika dieser Nervenzellpopulationen

- 20 Interessant an dieser Stelle ist der Verweis auf bestimmte Erkrankungen aus dem schizophrenen Formenkreis, in denen ein Akteur sich zwar von einer Reihe sozialer Zustände affizieren lässt, diese aber nicht mehr mit dem Index »selbst« und »fremd« bearbeiten und so dann auch (beispielsweise über »imperative Stimmen«), die Grenzen zwischen Fremd- und Selbstkontrolle nicht mehr ziehen kann und dadurch auch sein Personenkonzept verschwimmt. Siehe hierzu die Beispiele von Thomas Fuchs: »Die sozialen Beziehungen können für den Schizophrenen deshalb so prekär werden, weil die Unterscheidung von Selbst- und Fremdwahrnehmung auf dem Spiel steht. Denn wenn ich mich in den Anderen hineinersetze, ohne dieser Bewegung selbst inne zu sein – es fehlt ihre Selbstbezüglichkeit –, dann werde ich plötzlich selbst der Andere. Ich kann die »als ob«-Perspektive des Überstiegs nicht mehr durchhalten und verliere mich selbst. So kommt es zu den bedrohlichsten Passivierungserlebnissen in der Schizophrenie, die Patienten so schildern: »Wenn ich andere sehe oder sprechen höre, so kann es geschehen, dass ich ebenso spreche und mich bewege – und Angst habe, dass ich die anderen bin« [...] In die gleiche Richtung weist das sogenannte Spiegelzeichen in beginnenden Psychosen, bei dem die Kranken sich im Spiegel nicht mehr eindeutig identifizieren können [...]: »Wenn ich in den Spiegel sehe, weiß ich nicht mehr, ob ich hier mich dort im Spiegel sehe oder ich dort im Spiegel mich hier sehe. Sehe ich einen anderen im Spiegel, so vermag ich ihn nicht mehr von mir zu unterscheiden. In einem noch schlechteren Befinden geht auch der Unterschied zwischen mir selbst und einem wirklichen anderen verloren ... Ich weiß nicht mehr, ob sich das Innere nach außen kehrt oder das Äußere nach innen. Ob es nicht zwei Ichs gibt?«« (Fuchs 2002, 244 f.).
- 21 In Kohler, Gallese, Keysers und Rizzolatti (2002, 846) heißt es: »Many object-related actions can be recognized by their sound. We found neurons in monkey premotor cortex that discharge when the animal performs a specific action and when it hears the related sound. Most of the neurons also discharge when the monkey observes the same action. These audiovisual mirror neurons code actions independently of whether these actions are performed, heard, or seen. This discovery in the monkey homolog of Broca's area might shed light on the origin of language: audiovisual mirror neurons code abstract contents – the meaning of ac-

nen [sprechen] darüber hinaus dafür, dass die menschlichen motorischen Sprachareale auf einem evolutionären Entwicklungsprozess bei nichtmenschlichen Primaten aufbauen und dass die Charakteristika der sprachgenerierenden neuronalen Strukturen einerseits mit der Fähigkeit zu tun haben, Bewegungsmuster zu initiieren, zum anderen aber auditive und visuelle Verhaltensmuster von Artgenossen zu integrieren und in eine analoge Motorik umzusetzen. Sprache wäre dann gewissermaßen der unmittelbarste Ausdruck einer mimetischen Koppelung zwischen Subjekten«.<sup>22</sup>

### *Empfindungen, Gefühl und Körperlichkeit*

Kommen wir nun zu einem zweiten Feld, das in unserem Zusammenhang von Interesse ist: der Beziehung zwischen Denken und Empfindungen. Um ein Verständnis für diese Thematik zu gewinnen, lohnt zunächst der Blick auf bestimmte neurologische Erkrankungen, in denen der vertraute Konnex von Empfindungen, Gefühl und Körperlichkeit unterbrochen ist. Zu nennen ist hier etwa das *Capras-Syndrom*, die Doppelgängerillusion. Ramachandran beschreibt diesbezüglich den Fall eines Patienten, der nach einer Hirnoperation behauptete, seine ihn besuchende Mutter sei ein Doppelgänger und nicht seine wirkliche Mutter. Demgegenüber konnte der Mann, sobald er nur am Telefon mit ihr Kontakt hatte, diese Frau anhand ihrer Stimme sehr wohl als seine eigene Mutter erkennen. Aus der Rekonstruktion der Hirnschädigung auf Basis bildgebender Verfahren kamen die Neurologen zu dem Schluss, dass das visuelle Zentrum des Patienten zwar wie früher funktionierte, allerdings die neuronalen Verbindungen des Sehzentrums zum emotionalen Bewertungszentrum der *Amygdala* durch den chirurgischen Eingriff zerschnitten worden waren.

Demgegenüber waren die Kontakte mit auditiven Projektionszentren intakt geblieben. Ramachandran interpretiert die Befunde nun folgendermaßen: Der Patient sieht zwar seine Mutter, entwickelt aber kein Gefühl zu diesem Bild mehr und trifft entsprechend folgerichtig den Schluss, dass es sich nicht ›wirklich‹ um seine Mutter handeln könne, da er die ›echte‹ Mutter ja weiterhin wie vorher korrekt, das heißt gefühlsmäßig repräsentieren könne.<sup>23</sup>

Den Neurologen ist ein Krankheitsbild bekannt, in dem ein Mensch noch stärker von seiner emotionalen Fundierung abge-

tions – and have the auditory access typical of human language to these contents«.

<sup>22</sup> Emrich (2004, 86).

<sup>23</sup> Ramachandran (2005, 21 f.).

schnitten ist, das so genannte *Cotard-Syndrom*. Hier behauptet der Patient in der Regel, dass er tot sei. Neurophysiologisch findet dieses merkwürdige Verhältnis zu sich selbst seine physiologische Entsprechung darin, dass keine sensorische Wahrnehmung mehr, sei sie nun taktilen, visuellen oder anderen Ursprungs, eine emotionale Wirkung auf den Patienten ausüben kann. Emotional nun vollkommen verödet, erscheint der Glaube, als toter Geist umherzuschweben, als die plausibelste Interpretation dieser Erfahrung. Wenngleich solche Patienten sehr wohl noch zu logischen Symboloperationen in der Lage sind, erscheint eine solche Situationsdeutung hochgradig resistent gegenüber vernünftigen Argumentationslinien, welche eine andere Deutung nahelegen.<sup>24</sup> Die Verarbeitung solcher und ähnlich gelagerter Hirnschädigungen spricht mit Ramachandran dafür, dass die Vernunft untrennbar mit den emotionalen Bewertungssystemen verbunden ist.

Insbesondere die Arbeitsgruppe um Antonio Damasio hat die These, dass Kognition und emotionale Bewertung eine Einheit darstellen, zu einer umfassenden Theorie ausgearbeitet. Als empirischen Ausgangspunkt seines diesbezüglichen Projektes nennt Damasio die Begegnung mit einem Patienten, der nach der Operation eines Hirntumors einerseits unter Gefülsarmut litt und sich andererseits nicht mehr in der Lage fand, selbst banale alltägliche Entscheidungen zu treffen. Hieraus entwickelte er nun ein Forschungsprogramm, das zum Ziel hatte, die Beziehung zwischen Denken, Gefühlen und Entscheidungen ausführlich zu untersuchen.<sup>25</sup> An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass Damasio zwischen *Empfindungen* und *Gefühlen* unterscheidet. Gefühle wie Angst, Wut oder Freude lösen zwar Empfindungen aus (z. B. erhöhte Herzfrequenz oder verkrampte Verdauungsorgane), umgekehrt können aber auf bestimmte Empfindungsmuster bestimmte Gefühlsreaktionen folgen. Beide sind aber funktional und strukturell nicht identisch. Letzterem entspricht ein konstantes Feedback von Körperwahrnehmungen, Ersterem ein globaler affektiver, durch bestimmte Neurotransmitter modulierter Zustand.

Damasio entwickelte mit Blick auf eine Reihe neurophysiologischer Untersuchungen die durchaus bestechende Theorie, dass Wahr-

<sup>24</sup> »Beispielsweise stimmt Ihnen ein Patient zu, wenn sie ihm erklären, dass tote Menschen nicht bluten. Stechen Sie ihn aber dann mit einer Nadel, wird er nach kurzem Erstaunen zu dem Schluss gelangen, dass die Toten doch bluten, damit er seine Wahnvorstellungen nicht aufgeben und sich zur Erkenntnis durchringen muss, er sei noch am Leben« (Ramachandran 2005, 21 f.).

<sup>25</sup> Damasio (2007 [1994]).

nehmen, Denken, Planen immer auch eine Projektion von Erlebtem im Körper beinhaltet, der dann wiederum über Empfindungen sein Feedback mittels der hierdurch erzeugten neuronalen Zustände an das Gehirn zurückspiegelt.

Der Körper wird nun selbst zum Testfeld potentieller Handlungen und Aktivitäten. Entsprechend einer solchen, auf Empfindungen basierenden »Neurobiology of decision-making«<sup>26</sup> lässt sich Denken und Vorstellen als ein kreisförmiger Prozess verstehen, entsprechend dem das Vorgestellte und Gedachte in den Körper projiziert wird und dieser entsprechend seiner Konditionierung – Damasio spricht hier von somatischen Markern – mit einem bestimmten Empfindungsmuster antwortet. Diese Rückprojektion wiederum mündet, mit Ausnahme der neutralen Gefühle, in eine Bewertung innerhalb der *binären* Kategorien *Aversion* und *Begehrten*. Wünschenswerte und zu vermeidende Zustände lassen sich auf diese Weise klar unterscheiden. Hieran koppeln sich dann wiederum Emotionen an, die ihrerseits den Körperstatus über neurochemische Prozesse ändern und somit zu einer veränderten Ausgangslage mit veränderten Kognitionen, Handlungsbereitschaften und Bewertungen führen.

Kognition, Empfindungen, Gefühl und Körper bilden hier auf operativer Basis eine systemische Einheit. Vernunft und Rationalität ohne Gefühl und Emotionen zu denken, macht nun keinen Sinn mehr, da mit der Bewertung der Empfindungen ein zentraler Schritt fehlen würde, um kognitiven Aktivitäten überhaupt eine sinnhafte Ausrichtung geben zu können. Ohne diese würden Gedanken nur noch als frei fluktuierende und ohne irgendeine Signifikanz aufgeladene Symboloperationen stattfinden können. Ein solcher Prozess würde sich in Beliebigkeit verlieren und keine innere Kohärenz mehr gewinnen.

Aus alldem ergibt sich die Pointe, dass der Körper an Lernerfahrungen aktiv beteiligt ist, indem er diese durch somatische Marker verinnerlicht und bei entsprechenden Resonanzlagen hervorrufen kann. Auch der Körper – und nicht nur die plastischen Prozesse innerhalb der neuronalen Netzwerke des Gehirns – erscheint nun durch Sozialisation geformt.

### Soziale Emotionen

Mit Damasio lassen sich Emotionen als übergreifende Schalt- und Weichenstellungen begreifen, die ihrerseits Kognitionen und damit auch Verhalten organisieren.<sup>27</sup> Hiermit bekommen Emotionen eine

<sup>26</sup> Damasio (1996).

<sup>27</sup> Siehe in einem ähnlichen Sinne Luc Ciompi (1994).

inhärent *soziale* Funktion. Damasio selbst unterscheidet dabei vier emotionale Komplexe, die in besonderer Weise auf soziale Prozesse zielen:

1. Mit dem Emotionskomplex »Verlegenheit; Scham; Schuld« und »Scham« gehe in Bezug auf das innere Erleben »Furcht«, »Taurigkeit« und eine »Unterwerfungstendenz« einher. Mit Blick auf den Nutzen für das Individuum stehe hier Vermeidung einer potentiell existenziell bedrohlichen Bestrafung durch signifikante Andere im Vordergrund. Auf sozialer Ebene wird auf diesem Wege vor allem dafür gesorgt, dass Konventionen durchgesetzt würden.
2. Demgegenüber ziele »Verachtung« und »Entrüstung« auf die gleiche soziale Funktion, jedoch unter umgekehrten Vorzeichen. Nun gehe es um die »Verletzung von Normen durch andere« und als das hiermit assoziierte Gefühl erscheine dann »Ekel« oder »Wut«.
3. Demgegenüber sind »Mitgefühl« und »Mitleid« auf das »Leiden« und die »Bedürftigkeit« anderer hin ausgerichtet. Die soziale Funktion bestehe in der »Wiederherstellung des Gleichgewichts in Gruppen«. Im Erleben erscheine dieses Gefühl als »Taurigkeit« und als Wunsch zur »Verbindung«.
4. Als letzten Komplex sozialer Gefühle benennt Damasio »Erfurcht; Staunen; Hochstimmung; Dankbarkeit« und »Stolz«. Diese Emotionen würden mit dem Erleben von »Glück« auf die Anerkennung positiver Beiträge für die Gemeinschaft zielen. Ihre soziale Funktion sei entsprechend die »Verstärkung kooperativer Tendenzen«.<sup>28</sup>

Die Idee der sozialen Emotionen ist insofern interessant, als dass sich, über verschiedene Akteure verteilt, unterschiedliche Emotionen zu einer Sozialstruktur verzahnen können. Man denke beispielsweise an Machtkämpfe in Gruppen, entsprechend denen der Verlierer die hiermit verbundene soziale Rolle zugleich als Scham erlebt, um hierdurch seine Unterwerfungstendenz auch emotional zu stabilisieren. Dass er nun zu einem passiven Akteur wird, der den anderen nicht erneut zum Kampf herausfordert, schützt ihn persönlich vor bedrohlicheren Konfliktfolgen und stabilisiert zugleich auf der sozialen Ebene die bereits etablierte Ordnung. Die depressive Passivität des einen und die stolze Hochstimmung des anderen bilden hier gleichsam eine schismogenetische Beziehung,<sup>29</sup> in der Dominanz- und Unterwer-

<sup>28</sup> Damasio (2007, 185).

<sup>29</sup> Siehe zum Begriff der Schismogenese vor allem Gregory Bateson (1992, 156 ff.).

fungstendenzen über die realen Kräfteverhältnisse der beteiligten Akteure hinausgehend ordnungswirksam werden.<sup>30</sup> Bestimmte Formen der Depression erscheinen aus dieser Perspektive weniger als eine innerpsychische denn als eine »soziale Pathologie«.<sup>31</sup>

Auch die Untersuchungen zur »Neurobiologie der Bestrafung« lassen sich unter dem Blickwinkel sozialer Emotionen verstehen. Der Befund, dass Akteure selbst dann Normverletzungen ahnden, wenn sie Gefahr laufen, selbst Nachteile oder Verletzungen zu erleiden, korreliert auf neurologischer Seite mit einem durch den Neurotransmitter Dopamin modulierten Gefühlsstatus, in dem entsprechende Handlungen mit dem Hochgefühl der Belohnung assoziiert werden.<sup>32</sup>

Ein weiterer Bereich, in dem sich der Konnex von Gefühl, Empfindungen, neurophysiologischen Zuständen und sozialer Dynamik recht gut aufzeigen lässt, ist der Bereich der *sozialen Exklusion*. Wer aus einer Gruppe ausgegrenzt oder von einem relevanten Menschen abgewiesen wird, erfährt nicht nur in einem metaphorischen Sinne eine Verletzung. Vielmehr werden in seinem Gehirn nun ähnliche Prozesse ablaufen, wie sie auch beim physischen Schmerzerleben aktiviert werden.<sup>33</sup> Interessant erscheint auch hier, dass sich soziale Erfahrungen und die sich daraus ergebenden Kognitionen *autokatalytisch* verstärken, sodass die soziale Deklassifizierung nun über eine gesteigerte Sensitivität für unangenehme Erfahrungen nochmals pointiert wird. So weisen etwa die Befunde von Eisenberger darauf hin, dass die Erfahrung sozialer Ausgrenzung die Empfindlichkeit für körperliche Schmerzen erhöht und somit eine habituelle Disposition zur Vermeidung weiterer potentiell schmerzhafter Erfahrungen enaktiert.<sup>34</sup>

<sup>30</sup> Moduliert werden die emotionalen Status wiederum durch den in Hinblick auf depressive Zustände bedeutsamen Neurotransmitter Serotonin, der die hiermit verbundenen Aktivitätsniveaus moduliert. Bekannt geworden sind hier insbesondere die Studien von Michael Raleigh (1983), in denen in Affengruppen das dominante Männchen durch Serotonin-Gabe dazu gebracht wurde, seinen Posten aufzugeben, während ein untergeordneter Affe durch einen Serotonininhemmer dazu gebracht werden konnte, erneut um die Gruppenführung zu kämpfen.

<sup>31</sup> Vgl. hierzu aus einer evolutionären Perspektive Frank Pillmann (2001).

<sup>32</sup> Siehe Ben Seymour et al. (2007b) und Ernst Fehr et al. (2005).

<sup>33</sup> Siehe Naomi Eisenberger et al. (2003) und Jaak Panksepp (2003).

<sup>34</sup> Eisenberger et. al sehen hier auch Konsequenzen für die medizinische Schmerztherapie, die nun nicht nur am Schmerz selber, sondern an sozialen Stressoren anzusetzen habe: »Finally, an overlap in the neural systems underlying pain distress and social distress also suggests alternative ways to treat and manage chronic pain conditions. For example, rather than treating pain symptoms directly, it may be possible to alleviate

Darüber hinaus sind mit Panksepp eine Reihe weiterer sozialer Emotionen von Bedeutung.<sup>35</sup> Selbstredend spielen die verschiedenen Varianten von Liebe und Lust, als die »zarteren Empfindungen« sozialer Bindungen, eine wichtige Rolle. An dieser Stelle lohnt es sich, einen anderen sozial-emotionalen Komplex ausführlicher zu betrachten, den Panksepp mit »*Rough-and-Tumble Play: The Brain Sources of Joy*« bezeichnet hat.<sup>36</sup>

Den empirischen Ausgangspunkt von Panksepps Studien bilden Untersuchungen zum Gruppenverhalten von Ratten. Hier spielt, wie bei allen Säugetieren, der Kampf um eine dominante Stellung im Hinblick auf Futter- und Paarungschancen eine zentrale Rolle. Interessant ist nun, dass unter den Gruppenmitgliedern neben kämpferischem auch *spielerisches* Verhalten auftritt. Oft kann beobachtet werden, dass die Tiere in rauer Form miteinander balgen, ohne sich dabei jedoch ernsthaft zu verletzen. Dieses Spiel wiederum ist gepaart mit den eher zarteren wechselseitigen Körperpflegetätigkeiten (»*grooming*«). Panksepp gelang es nun, über unterschiedliche neurochemische und neurochirurgische Verfahren das Spielverhalten der Tiere gezielt zu blockieren, ohne dabei jedoch das Dominanzstreben zu unterbinden. Auf diese Weise konnte er zeigen, wie diese beiden Prozesse miteinander verflochten sind.

Es ließ sich erkennen, dass *rough-and-tumble play* als funktional äquivalent zu den ernsten Kämpfen anzusehen ist, da auch auf diesem Wege Hierarchien ausgebildet werden. Bemerkenswerterweise reagierten die im Spiel subordinierten Tiere – anders als die im Kampf unterworfenen Ratten – nicht mit Depression, sondern hielten ihrerseits weiterhin ein lustvolles Aktivitätsniveau aufrecht. Zudem war die gesamte Gruppe der Spieler – im Gegensatz zu den Kämpfern – in der Lage, spontan zu geteilten Aktivitäten der Körperpflege hinüberzuwechseln. Neurochemische Untersuchungen der spielenden Tiere weisen darauf hin, dass die Dominanzverhältnisse ausgehandelt werden konnten, ohne dass hierzu die Emotion Aggression mobiliert zu werden braucht. Darüber hinaus scheinen die mit dem Spiel vermittelten lustvollen Gefühle die Programmierung höherstufiger kognitiver Prozesse zu fördern, wie sich durch gezielte Aktivierung und Blockade diesbezüglichen Verhaltens bei neugeborenen Ratten aufzeigen lässt.<sup>37</sup>

physical pain symptoms, in part, by treating the social stressors that may go along with them. Further studies are needed to test these hypotheses and to further explore the ways in which pain distress and social distress processes overlap or diverge« (Eisenberger, et al. 2006, 138).

<sup>35</sup> Panksepp (1998, 225 ff.).

<sup>36</sup> Panksepp (1998, 280 ff.).

<sup>37</sup> Siehe hierzu die Untersuchungen von Nakia Gordon et al. (2003). Mit Blick auf den Vergleich von Inzuchlinien bestimmter Rattenstämme,

Kommen wir nun mit Panksepp zu einem weiteren Feld sozialer Emotionen. Dieses ist im weitesten Sinne mit dem Begriff ›Lachen‹ assoziiert. Panksepp konnte in seinen Rattenexperimenten feststellen, dass die Tiere im Spiel und in anderen affektiv positiv besetzten Interaktionen hochfrequente Piepslaute ausstoßen. Diese Artikulationen können noch verstärkt werden, wenn die Ratten an bestimmten Stellen, z. B. am Hals, gekitzelt werden. Auf Basis neurologischer Untersuchungen konnte Panksepp eine Feedbackschleife entdecken, die von ihm als ›Lachschaltung‹ (›laughter circuitry«) bezeichnet wurde. Morphologisch ähnelt diese den neuronalen Prozessen, die beim Menschen mit dem Lachen assoziiert werden.<sup>38</sup>

Auch bei Affen lassen sich Lautartikulationen beobachten, die Parallelen zum menschlichen Lachen zeigen. Meyer kommt mit Blick auf die mittlerweile durchaus umfangreiche Literatur zu diesem Thema zu dem Schluss, dass bei diesen affektiv aufgeladenen rhythmischen Figuren die gleichen kortikalen und subkortikalen Areale involviert sind – und auch homologe emotionale Reaktionen hergerufen werden – wie beim Menschen. Entsprechend sei zu vermuten, dass diese Prozesse dann auch in sozialer Hinsicht eine ähnliche Funktion erfüllen, nämlich eine positiv besetzte und fröhliche Atmosphäre zu evozieren.<sup>39</sup>

Diese Befunde stehen im Einklang mit sozialpsychologischen Studien zum menschlichen Humor. Zu erwähnen sind hier insbesondere die Untersuchungen von Provine, der Lach-Episoden aufgenommen hat, um die zeitliche Struktur der Lachartikulationen der beteiligten Akteure und die hierin eingewobenen Erzählfiguren zu untersuchen. Ein typischer Befund war, dass der Erzähler eines Witzes in der Regel anfängt zu lachen, *bevor* das Publikum lacht, und dass schon, *bevor* es zur Pointe des Witzes kommt, auch von Zuhörerseite Lachartikulationen gestartet werden. Provine kommt zu dem Schluss, dass das Lachen selbst ein hinreichender Stimulus ist, um Lachen oder zumindest ein Lächeln zu evozieren.<sup>40</sup> Lachen als solches erscheine somit vor allem als eine soziale Aktivität, die emotionale Zustände

die in höherem oder geringerem Maße zum Spiel in der Lage sind, ergibt sich hier auch eine genetische Determinante, inwieweit ein Organismus in einem lustvollen sozialen Universum existieren kann oder in der Hölle eines brutalen Dominanzstrebens zureckkommen muss (Panksepp 1998, 300 ff.).

<sup>38</sup> Siehe Panksepp (2007a; 2007b).

<sup>39</sup> Meyer et al. (2007).

<sup>40</sup> Seven Johnson fasst die Ergebnisse folgendermaßen zusammen: »Our bodies aren't responding to wisecracks and punch lines, they're responding to social connection« (Johnson 2004, 127).

von Menschen *synchronisiere* und hierdurch im Sinne einer positiven *affektuellen Resonanz* eine *Vergemeinschaftung* bewirke.<sup>41</sup>

### *Affektlogik*

Rekapitulieren wir kurz die bisherigen Stationen: Die Beschäftigung mit den Spiegelneuronen hat uns über die Hebbsschen Lernregeln zu einem Bindungsprozess geführt, der auf synästhetischen Resonanzen beruht. Mit Damasio und Panksepp gewinnen wir Einsichten in die Rolle von Empfindungen und Gefühlen, um dann schließlich mit den sozialen Emotionen Prozessen zu begegnen, in denen sich soziale Dynamiken und neuroaffektive Prozesse wechselseitig modulieren.

Im Folgenden geht es darum, eine theoretische Perspektive vorzustellen, welche in der Lage ist, die unterschiedlichen Aspekte zu integrieren. Hierzu rekurrieren wir auf die Arbeiten von Luc Ciompi zur *Affektlogik*. Seine Arbeiten erscheinen aus soziologischer Perspektive gerade dadurch soziologisch anschlussfähig, weil mit ihnen die Physiologie, die Psychologie und das Soziale *nicht* vorschnell kurzgeschlossen werden.<sup>42</sup>

Die grundlegende These der Affektlogik besteht in dem Postulat, dass »in sämtlichen psychischen Leistungen und Erscheinungen affektive und kognitive Komponenten untrennbar zusammenwirken«<sup>43</sup>. Es gibt keine Kognition ohne ein zugrunde liegendes Gefühl. Umgekehrt beinhaltet jeder emotionale Zustand immer auch eine spezifische Weise des Erkennens, Erlebens und Handelns. In intensiven Gefühlszuständen handelt der Mensch nicht, wie allgemein angenommen, irrational, sondern gerade in hohem Maße logisch, d. h. der logischen Matrix der jeweiligen Emotion folgend.<sup>44</sup>

Unter dem Oberbegriff ›Affekte‹ versteht Ciompi die »globalen psycho-physischen Gestimmtheiten, die neben dem psychischen immer auch den gesamten körperlichen wie auch neurophysiologischen Bereich umfassen«<sup>45</sup>. Die »ganze unendliche Gefühlspalette« setzt sich dabei aus »wenigen, phylo- wie ontogenetisch tief verankerten, sogenannten Grundgefühlen wie Interesse, Angst, Wut, Trauer,

41 Provine (1992; 2000).

42 Siehe etwa Ciompi (1988; 1998).

43 Ciompi (1997, 126).

44 Man kann dies auch mit Hinderik Emrich so formulieren, dass »Wahrnehmungen und Kognitionen vor allem deshalb sich miteinander verbinden, weil sie quasi ›einander mögen‹; bzw. sich nicht miteinander verbinden lassen, weil eine negative gefühlshafte unüberwindliche Wechselwirkung besteht« (Emrich 2004, 74).

45 Ciompi (1997, 126).

Freude« zusammen.<sup>46</sup> Gefühle wie z. B. Aggression und Liebe haben jeweils ihren eigenen kognitiven Korridor, ihre eigene Handlungslogik mit ihren eigenen Gesetzen, Werten und Normen.

Jede Erfahrung, jedes Lernen verbindet sich nun mit einer Affektqualität und erscheint dann im Gedächtnis mit einem spezifischen affektgetönten Inhalt.<sup>47</sup> Diese Vorgänge finden ihre Entsprechung dann sowohl in neuronalen als auch in neurochemischen Prozessen:

»Enge zirkuläre Verbindungen zwischen limbisch-paralimbischem System, präfrontalem Kortex und Sensomotorik sorgen für die postulierte Integration von Emotion, Kognition und Verhalten, weitere enge Verbindungen zu den hypothalamisch-hypophysären Zentren für die entsprechende hormonale Einstimmung des ganzen Körpers. [...] Von besonderem Interesse sind die privilegierten Beziehungen von spezifischen Affekten zu bestimmten Transmittersystemen, die sich bekanntlich alle im limbischen Bereich verknöten, so von Lust zu Endorphinen, von Angst zu Dopamin, von Trauer und Depression zu Serotonin, von Wut und Aggression zu Noradrenalin. Aus dem orgelartigen Zusammenspiel vieler solcher Systeme resultiert, so müssen wir heute annehmen, die ganze Polyphonie der Gefühle und aus den erfahrungsgenerierten Bindungen spezifischer Affektmuster an ganz bestimmte Kognitionsmuster unsere gesamte affekt-kognitive Welt«.<sup>48</sup>

Entsprechend muss gelten, dass auch »Denkinhalte und [Denk-]Hierarchien in hohem Maße durch Affekte geleitet sind«. Affektstimmungen wirken wie eine Schleuse, die »bestimmte kognitive Inhalte mitsamt den entsprechenden logischen Verknüpfungen« aktivierend öffnet oder verdrängend verschließt.<sup>49</sup>

Hieraus folgen dann aus den verschiedenen Funktionen der Affekte »verschiedene Typen von Logik, etwa eine Wutlogik, Angstlogik,<sup>50</sup>

46 Ciompi (1997, 126).

47 »Im handelnden Erleben [der Aktion] verbinden sich nun solche Kognitionen vom ersten Lebenstag an mit lust- oder unlustvollen Affektqualitäten zu operationalen affekt-kognitiven Bezugssystemen beziehungsweise Fühl-Denk-Verhaltensprogrammen, wie ich das nenne, die in der Folge als Gedächtnis und Matrix für alle künftigen Wahrnehmungen in ähnlichem Kontext dienen« (Ciompi 1997, 127).

48 Ciompi (1997, 127 f.).

49 Ebd.

50 Mit Blick auf das Verhältnis von Kognition und Emotion lohnt sich an dieser Stelle auch der Verweis auf die Arbeiten von Joseph LeDoux zum emotionalen Gedächtnis von Angst. Angst erscheint hier als ein zentrales Gefühl, das damit assoziiert ist, auf gefährliche Reize ein Flucht- und

Trauerlogik, Freudelogik, erotische Logik oder auch Suchtlogik usw.». Die jeweiligen affektiv-kognitiven Bezugssysteme stellen im Sinne von Prigogines Theorie der ›dissipativen Strukturen‹ ›Attraktorzustände von vermutlich fraktaler Gestalt‹ dar.<sup>51</sup> ›Dissipative Strukturen‹ sind Selbstorganisationsphänomene innerhalb chaotischer dynamischer Systeme.<sup>52</sup> ›Attraktoren‹ stellen in dieser Theorie gleichsam stabile Zustände dar, die ein nichtlineares chaotisches System anlaufen kann. Sowohl normale als auch pathologische affektiv-kognitive Zustände sind nach Ciompi als rekursiv sich selbst stabilisierende Grenzzyklen neurophysiologischer Prozesse anzusehen. Gleich verschiedener nahe beieinander liegender Strudel ziehen diese Bezugssysteme das menschliche Erleben in verschiedene hierarchische Ordnungen hinein: »neben dem Alltagsverhalten« etwa in den »Jähzorn«, in die »Verliebtheit«, aber auch in »manische, depressive oder schizophren-psychotische Funktionsweisen«. Ebenso ist unser affektiv scheinbar neutrales Alltagsbewusstsein mit einer spezifischen gefühlsmäßigen Tönung verbunden.<sup>53</sup>

Schutzverhalten zu initiieren. LeDoux kann nun auf der einen Seite zeigen, dass auf einer Ebene die Pawlowschen Befunde zutreffen, also die Verbindung von Angst und auslösendem Stimulus hochgradig konditionierbar ist. Entgegen der verhaltenstherapeutischen Auffassung von Extinktion (Auslöschung) kann er jedoch auch zeigen, dass einmal erlernte Reaktionsmuster nicht wieder rückgängig gemacht werden können. Ein einmal erlernter emotionaler Angstkomplex bleibt gewissermaßen bestehen. Dies schließt jedoch nicht aus, dass höherstufige kognitive Prozesse in die Angstverarbeitung eingreifen können. Dies geschieht jedoch nicht auf dem Wege, dass die Vernunft die Angst aufhebt, sondern dadurch, dass der angstauslösende Reiz nun anders kontextualisiert wird, also gewissermaßen in einen Rahmen gestellt wird, der eine emotional anders gelagerte Kognition anlaufen lässt. Es werden sozusagen alternative Kognitionsmöglichkeiten initiiert, die, sobald sie eine hinreichende Eigenplausibilität haben, die alten Reiz-Reaktions-Möglichkeiten umschiffen. Die Kognition im höherstufigen präfrontalen Kortex führt nun gleichsam Differenzierungen ein, die konkurrierende kognitive Kreisläufe anlaufen lassen und so zu einer anders gefärbten Situationsdeutung führen. Indem LeDoux im Tierexperiment gezielt die Verbindungen zwischen den an den höherstufigen Kognitionen beteiligten Arealen und der Amygdala, wo die primäre Angstkognition assoziiert ist, durchschnitt, konnte er zeigen, dass das Umlernen hiermit wieder aufgehoben wird und entsprechend der primären Angstassoziation reagiert wird (LeDoux 1994).

<sup>51</sup> Ciompi (1997, 128 f.).

<sup>52</sup> Siehe zur Theorie der dissipativen Strukturen, der Selbstorganisation fern vom chemischen Gleichgewicht, Prigogine (1979; 1990).

<sup>53</sup> »Bewußt oder unbewußt sind derartige Affektwirkungen auf das Den-

All diese Zustände stellen »charakteristische Affektverteilungsstrukturen innerhalb bestimmter Kognitionen« dar.<sup>54</sup>

Ciompi entwickelte seine Affektlogik vor allem in der Auseinandersetzung mit schizophrenen Patienten. Gehen wir etwas ausführlicher auf die affektlogische Analyse dieser Erkrankung ein, da hierdurch deutlich wird, wie die Verzahnung von affektlogischen und sozialen Prozessen gedacht werden kann.

Schon die Entwicklung einer Schizophrenie stellt sich entsprechend der hier vorgestellten theoretischen Integration als ein nicht linearer selbst organisierender Prozess dar. Ciompi unterscheidet dabei drei aufeinander aufbauende Phasen: In der ersten prämorbiden Phase besteht eine besondere »Labilität der affektiv-kognitiven Bindungen, die zu unklarer Strukturierung von wichtigen Fühl-Denk-Verhaltensprogrammen wie zum Beispiel« von »Selbst- und Objektrepräsentanzen führt«. Hier finden dann komplexe Wechselwirkungen »von biologischen (genetischen, perinatalen) mit psychosozialen (familär-kommunikativen, lebenstraumatischen, sozioökonomischen etc.) Störfaktoren statt.

In der zweiten Phase, der »akuten Dekompensation, wird dieses vulnerable Informationssystem durch zusätzliche biologische und/oder psychosoziale Stressoren so lange affektnegativ überlastet, bis es an einem kritischen Bifurkationspunkt in ein globales neues, nämlich psychotisches Funktionsmuster oder Attraktorbecken ›überschnappt«.<sup>55</sup>

Die dritte Phase beschreibt die Langzeitentwicklung. Diese entfaltet sich in einem Wechselspiel aller biologischen, psychologischen und sozialen Faktoren, in dem ›Feedbackschleifen‹ auf unterschiedlichen Systemebenen ineinander greifen und hierdurch zeitliche Ver-

ken indessen immer am Werk, sogar in der scheinbar affektneutralen ›Alltagslogik‹, wie man unsere gar nicht selbstverständlichen alltäglichen Denk- und Verhaltensnormen, Wertesysteme etc. nennen könnte. Dies gilt selbst noch für die wissenschaftliche, formale und mathematische Logik: Jeder kreative Forscher weiß, daß stimmige Denkwege, z. B. spannungs-lösende Abstraktionen, lustvoll sind – man denke nur an des Archimedes begeistertes *Heureka*, als er in seiner Badewanne das Gesetz des Auftriebs entdeckt hat! –, und solche Lustgefühle bleiben auch später unvergänglich wirksam. Sie begleiten, leiten und befestigen stimmige Denkwege bzw. vermeiden unlustvolle Unstimmigkeiten. Freud spricht dabei von ›Funktionslust‹, der Mathematiker von der Schönheit und Eleganz einer bestimmten abstrakten Lösung. Die auch in wissenschaftlichen Revolutionen massiv wieder zum Vorschein tritt, von Kopernikus über Darwin bis zu Freud und Einstein (Ciompi 1994, 121).

<sup>54</sup> Ciompi (1997, 129 f.).

<sup>55</sup> Ciompi (1997, 129 f.).

laufstrukturen erzeugen, die die schizophrene Symptomatik perpetuieren oder auch unterbrechen können. So stellt dann auch das soziale System, in dem der Kranke lebt, ein ›selbstregulierendes‹ System dar, das eine stabile funktionale Domäne gerade auch dadurch erreichen kann, dass es den Krankheitsprozess des indizierten Patienten chronifiziert. Die beteiligten ›gesunden‹ und ›kranken‹ Akteure, die hiermit verbundenen psychischen Zustände und die damit assoziierte soziale Dynamik erscheinen nun als gekoppelte, sich in ihrer Zustandsdynamik wechselseitig stabilisierende Systeme:

»Auch das gesamte soziale Umweltssystem beginnt nämlich, wie die moderne Sozio- und Familiendynamik gezeigt hat, anders zu funktionieren, sobald eines ihrer Elemente ›verrückt wird‹: Zum Beispiel verhält es sich zu ihm nun wie zu einem Kranken, interpretiert (und entwertet) alle seine Äußerungen entsprechend, entbindet ihn von Verantwortung und ergreift Maßnahmen (beispielsweise eine Klinikeinweisung), die geeignet sind, das gesamte System zu entlasten. Deshalb kann ein derartiges ›Überschnappen‹ paradoxausweise befreiend wirken; wie in einem Gewitter entlädt sich darin eine lange aufgestaute, ins Unerträgliche gewachsene untergründige Spannung im ganzen System plötzlich in spektakulärem Blitz und Donner. Kein Wunder, daß [...] sogenannte ›homöostatische‹ Regulationsmechanismen wirksam werden können, die jede Rückkehr ins alte ›Regime‹ verhindern oder doch erschweren«.<sup>56</sup>

Ursprünglich auf dem Feld der Psychopathologie entwickelt, überträgt Ciompi sein Modell nun auf alle psycho-sozialen Prozesse. Um hier nochmals zusammenzufassen: Ausgangspunkt ist die Idee, dass Affekte auf Denken und Verhalten eine »Operatorwirkung« ausüben.<sup>57</sup> Eine Emotion versklavt sozusagen einen Denk- und Verhaltensstil. Darüber hinaus operieren Affekte im Sinne einer *polaren Programmierung*. Neugier wirkt in Bezug auf die Hinwendung zu einer Sache in gegensätzlicher Richtung wie Angst. Depression setzt auf Rückzug, während die Aggression den Angriff motiviert. Mitgefühl und Liebe lassen verstehen, während moralische Entrüstung vom Gegenüber Abstand nehmen und diesen verurteilen lässt. Ein spezifischer Affekt fungiert in diesem Sinne als eine Weichenstellung,

<sup>56</sup> Ciompi (1988, 334). Als wichtige pragmatische Konsequenz von Ciompi's Affektlogik für die Therapie schizophrener Erkrankungen wird dann eine mehrdimensionale Therapie, die einen besonderen Fokus auf die Affektstimmung legt, gefordert (vgl. Aebi/Ciompi/Hansen 1996).

<sup>57</sup> Ciompi (2004, 30).

die bestimmte Optionen ausschließt und andere motiviert. Sobald die hiermit bedingte Entscheidung durch eine Resonanz mit dem sozialen System stabilisiert wird, kann es zu einer *nichtlinearen Bifurkation* kommen, die nun zu einem übergreifenden »Ordnungsparameter« wird, der sowohl auf sozialer als auch auf psychischer Ebene alle weiteren Systemzustände »versklavt«.<sup>58</sup>

Mit Blick auf ihre Schaltfunktion erscheinen Gefühle nun als Medium der strukturellen Kopplung von Körper, Bewusstsein und Kommunikation. Denn Information macht aus dieser Perspektive lediglich Sinn, wenn sie nicht nur einen kognitiven, sondern auch einen emotionalen Unterschied bewirkt. Ansonsten würde sie einen – ganz im Wortsinne – kaltlassen. Jenseits der Extremzustände der massenpsychologischen Versklavung von Menschengruppen durch negative Gefühle<sup>59</sup> sind dann auch die Institutionen der modernen Gesellschaft durch spezifische affektiv-kognitive Schienen formatiert zu sehen. In den gesellschaftlichen Funktionssystemen und Organisationen wären nun Gefühle und Denken nicht nur nicht voneinander zu trennen. Vielmehr würden sich auch Kopplungen von spezifischen Affekten mit spezifischen Funktionsweisen zeigen lassen:

»Funktionssysteme wie das Geld-, Wirtschafts-, Rechts- und Kunstwesen, aber auch soziale Organisationen (Firmen, Verbände, Parteien) und selbst kurzlebige soziale Interaktionssysteme (z. B. Begegnungsgruppen) bilden je besondere affektiv-kognitive Eigenwelten, die im Dienst der Autopoiese ihre je eigene Affektlogik (bzw. ›Systemrationalität‹) mit je eigenen Wert- und Normbegriffen entwickeln. Einmal etablierte systemeigene ›Wahrheiten‹ bzw. Normen und Werte werden auf viele Weise laufend rekursiv ver-

<sup>58</sup> Ciompi (2004, 33).

<sup>59</sup> Ciompi verweist in diesem Zusammenhang auch auf das Extrembeispiel des Nationalsozialismus als einem übergreifenden Gefühls-, Denk- und Verhaltenskomplex, der alle anderen Sphären versklavt: »Nachdem das ›Sinnssystem‹ des Nationalismus einmal das soziale Feld in Deutschland mit eminent emotionalen Mitteln (aufpeitschenden Reden, begeisternden Massenaufmärschen, auch positiven wirtschaftlichen Leistungen auf der einen und massiver Einschüchterung und Gewalttätigkeit auf der anderen Seite) weitgehend ›versklavt‹ hat, wurde es zunehmend schwierig, diesem reißenden Fühl-Denk-Verhaltensstrom zu widerstehen. Zur affektenergetisch begründeten ›Selbstverständlichkeit‹ wurde vielmehr das passive Mitschwimmen. Nicht logisch, wohl aber affektlogisch wird verständlich, dass erhebliche Teile eines kultivierten Volkes eine Zeit lang in heute ungeheuerlich erscheinender Art fühlen und denken, ja dass Ungeheuerlichkeiten unter gewissen Umständen (z. B. im Konzentrationslager) zum Alltag werden konnten« (Ciompi 2004, 39).

stärkt, störende (»schmerzliche«) hingegen ausgeblendet. U. a. stabilisieren sich selbstreferenzielle Systemschließungen aus affektdynamischen und -ökonomischen Gründen: Auch sie müssen affektiv »passen«, d. h. der leitenden affektiv-kognitiven »Schiene« möglichst affektköonomisch entsprechen. Zudem vertieft jeder neue Durchgang die einmal gebahnten Fühl-Denk-Verhaltenswege weiter und spart somit Energie. Ähnlich ökonomisch motiviert ist das Phänomen des Konformitätsdrucks: nicht konforme Fühl-Denkwege sind affektenergetisch viel aufwendiger als konforme«.<sup>60</sup>

Die mit der funktionalen Differenzierung entstandenen unterschiedlichen gesellschaftlichen Rationalitäten der Gesellschaft, die Standortabhängigkeit unterschiedlicher Beobachter wie auch das Sich-Einrichten in ein Nebeneinander scheinbar nicht zu vereinbarenden Perspektiven wären aus dieser Perspektive auch als ein *affektlogisches Arrangement* zu verstehen, das unterschiedlichste Gegenwarten voneinander trennt und erst auf diesem Wege die bekannten systemischen Schließungen innerhalb unserer polykontexturalen Gesellschaft stabilisieren hilft.

## 2 Das Gefühl in der soziologischen Theoriebildung

Welche Rolle wird den Gefühlen und Emotionen nun innerhalb der soziologischen Theoriebildung eingeräumt? Wie wird sie in den unterschiedlichen Ansätzen thematisiert bzw. ausgeblendet?

### *Max Weber: sinnhaftes Handeln*

Wir beginnen mit guten Gründen bei Max Weber. Sein methodologischer Ausgangspunkt ist der »subjektiv gemeinte Sinn«. Von dort aus entwickelte er eine Soziologie und Gesellschaftstheorie, die auf der idealtypischen Rekonstruktion von Handlungsmotiven beruht. Mit Weber ist nun zwischen *Handeln* und reaktivem, unbewusstem *Verhalten* zu unterscheiden. Nur Ersterem ist Sinn unterlegt. Soziales Handeln erscheint dabei als eine Spezialform, die sinnhaft auf das Verhalten anderer Menschen hin ausgerichtet ist.<sup>61</sup> Webers Sozio-

<sup>60</sup> Ciompi (2004, 40).

<sup>61</sup> Das berühmte Zitate lautet: »»Handeln« soll dabei ein menschliches Verhalten (einerlei, ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heißen, wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiv gemeinten Sinn verbinden. Soziales Handeln aber soll ein

logie wird hiermit zu einer ›verstehenden Soziologie‹, die nach den Motiven und Gründen von Verhalten fragt. Bekanntlich unterscheidet Weber in Bezug auf Handlungsgründe für soziales Handeln vier Typen, das *zweckrationale*, das *wertrationale*, das *affektuelle* sowie das *traditionale* Handeln:

»Wie jedes Handeln kann auch das soziale Handeln bestimmt sein  
 1. *zweckrational*: durch Erwartungen des Verhaltens von Gegenständen der Außenwelt und von anderen Menschen und unter Benutzung dieser Erwartungen als ›Bedingungen‹ oder als ›Mittel‹ für rational, als Erfolg, erstrebte und abgewogene eigene Zwecke, – 2. *wertrational*: durch bewußten Glauben an den ethischen, ästhetischen, religiösen oder wie auch immer sonst zu deutenden – unbedingten Eigenwert eines bestimmten Sichverhaltens rein als solchen und unabhängig vom Erfolg. – 3. *affektuell*: insbesondere *emotional*: durch aktuelle Affekte und Gefühlslagen, – 4. *traditionale*: durch eingelebte Gewohnheit.«<sup>62</sup>

Innerhalb der Weberschen Soziologie besteht zwischen diesen Handlungstypen ein asymmetrisches Verhältnis. Während für wert- und zweckrationales Verhalten *Gründe* angegeben werden können, steht das affektuelle und das traditionale Verhalten streng genommen außerhalb des subjektiv gemeinten Sinns. Im Extremfall stellt es nur noch ein dumpfes Befolgen von Regeln bzw. eine reflexartige Antwort auf Gefühle dar.<sup>63</sup> Im eigentlichen Sinne ist es dann auch *nicht* mehr als *Handeln* zu betrachten, da es nicht durch benennbare Gründe motiviert wird.

Für Weber erscheinen nun konsequenterweise auch all jene massenpsychologischen Phänomene eines hoch emotionalisierten Gruppenverhaltens, wie sie etwa LeBon beschrieben hat,<sup>64</sup> nicht mehr als soziales Handeln. Er erkennt zwar deutlich die Tatsache an, dass durch Gruppenprozesse starke Affekte und kollektive Verhaltensweisen entstehen können, sieht diese aber nicht mehr in eine sinnhafte Beziehung eingebunden:

solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist« (Weber 2007, 7).

62 Weber (2007, 17).

63 »Das streng affektuelle Sichverhalten steht ebenso [wie das streng traditionale Verhalten] an der Grenze und oft jenseits dessen, was als bewußt ›sinnhaft‹ orientiert ist; es kann hemmungsloses Reagieren auf einen außeralltäglichen Reiz sein« (Weber 2007, 17).

64 LeBon (1972 [1960]).

»Bestimmte Arten des Reagierens werden durch die bloße Tatsache, daß der Einzelne sich als Teil einer ›Masse‹ fühlt, erst ermöglicht, andre erschwert. Infolgedessen kann dann ein bestimmtes Ereignis oder menschliches Verhalten Empfindungen der verschiedensten Art: Heiterkeit, Wut, Begeisterung, Verzweiflung und Leidenschaften aller Art hervorrufen, welche bei Vereinzelung nicht (oder nicht so leicht) als Folge auftreten würden –, ohne daß dabei jedoch (in vielen Fällen wenigstens) zwischen dem Verhalten des Einzelnen und der Tatsache seiner Massenlage eine *sinnhafte* Beziehung bestände. Ein derart durch das Wirken der bloßen Tatsache der ›Masse‹ rein als solcher in seinem Ablauf nur reaktiv verursachtes oder mitverursachtes, nicht auch darauf sinnhaft bezogenes Handeln würde begrifflich nicht ›soziales Handeln‹ im hier festgehaltenen Wortsinn sein«.<sup>65</sup>

Auch die bloße Nachahmung und Mimesis<sup>66</sup> stellen in diesem Sinne kein soziales Handeln dar, insofern diese unreflektiert bleiben. Wenn aber ein Verhalten von jemandem kopiert wird, *um* etwas zu erreichen, beispielsweise, wenn jemand Tanzen *lernen* möchte oder sich an einen Stil anpasst, *um* einen höheren Status zu erlangen, dann fällt dieses Verhalten wieder in Webers Konzeption von sozialem Handeln, denn hier wird dem Geschehen erneut ein subjektiv gemeinter Sinn unterlegt. Praktisch, nicht jedoch analytisch erscheint die Grenze zwischen diesen beiden Sphären dabei mehr oder weniger flüssig.<sup>67</sup>

Max Weber ist auf der einen Seite ein sehr aufmerksamer soziologischer Beobachter, der die Bedeutung von *habituellem* Verhalten innerhalb sozialer Prozesse genau erfasst. Auf der anderen Seite muss

65 Weber (2007, 16).

66 Siehe zum Konzept der Mimesis Christoph Wulf (2005).

67 »[B]loße ›Nachahmung‹ [kann] begrifflich dann nicht spezifisch ›soziales Handeln‹ sein, wenn sie lediglich reaktiv, ohne sinnhafte Orientierung des eigenen an dem fremden Handeln erfolgt. Die Grenze ist derart flüssig, daß eine Unterscheidung oft kaum möglich erscheint. [...] Die bloße Tatsache aber, daß jemand eine ihm zweckmäßig scheinende Erscheinung, die er bei anderen kennenernte, nun auch bei sich trifft, ist nicht in unserem Sinn: soziales Handeln. Nicht *am* Verhalten des andern orientiert sich dies Handeln, sondern *durch* Beobachtung dieses Verhaltens hat der Handelnde bestimmte objektive Chancen kennen gelernt und an diesen orientiert er sich. Sein Handeln ist *kausal*, aber nicht sinnhaft durch fremdes Handeln bestimmt. Wird dagegen z. B. fremdes Handeln nachgeahmt, weil es ›Mode‹ ist, als traditional, mustergültig oder als ständisch ›vornehm‹ gilt, oder aus ähnlichen Gründen, so liegt die Sinnbezogenheit – entweder: auf dem Verhalten der Nachgeahmten, oder: Dritter, oder: beider vor« (Weber 2007, 16 f.).

er jedoch aufgrund seiner Theorieentscheidung für eine motivgeleitete Handlungstheorie die Dichotomie zwischen Gefühl und Rationalität immer wieder reifizieren. Insbesondere seine Unterscheidung zwischen *Vergemeinschaftung* und *Vergesellschaftung* macht dies nochmals deutlich. Erstere sieht er dann vorrangig in affektuellen und habituellen Mustern verwurzelt, während die *Vergesellschaftung* primär auf rationalen Motiven gegründet gesehen wird:

»*Vergemeinschaftung* soll eine soziale Beziehung heißen, wenn und soweit die Einstellung des sozialen Handelns – im Einzelfall oder im Durchschnitt oder im reinen Typus – auf subjektiv *gefühlter* (affektueller oder traditionaler) *Zusammengehörigkeit* der Beteiligten beruht. *Vergesellschaftung* soll eine soziale Beziehung heißen, wenn und soweit die Einstellung des sozialen Handelns auf rational (wert- oder zweckrational) motivierten *Interessenausgleich* oder ebenso motivierter *Interessenverbindung* beruht«.<sup>68</sup>

Erst mittels der überscharfen Dichotomisierung von gefühlter Gemeinschaft und rationaler Gesellschaft gelangt Weber zu einer Soziologie der abendländlichen Rationalisierung, die dann als Entzauberung der Welt das Projekt der Moderne als einer aufgeklärten Gesellschaft fortzuschreiben beansprucht. Nur auf diesem Wege kommt er zu einer Herrschaftssoziologie, welche die *Vergemeinschaftung* durch charismatische Führung sehr wohl in intimer Weise kennt und zu beschreiben weiß, dann aber die rationale bürokratische Herrschaft als die eigentliche Form der modernen Gesellschaft ansieht.

Gefühl und Vernunft sind hier beide noch gute Bekannte, die sich aber nun mit der gesellschaftlichen Evolution über den ›Geist des Protestantismus‹ immer klarer voneinander trennen. Wenngleich noch beide verstehend zu erschließen sind, erscheinen sie mit Weber gerade dadurch unwiderruflich separiert, als dass sie von ihm in ein eindeutiges hierarchisches Verhältnis gebracht wurden. Die idealtypische Vernunft – sei sie zweck- oder wertrational – ist im Sinne des ausgeschlossenen Dritten eben nicht mehr als ein durch und durch von Emotion durchsetzter Prozess zu denken.

Affekt und Emotion rücken nicht nur an eine Stelle, die soziologisch nicht mehr von Interesse ist und die man nun am besten den Psychologen überantwortet. Die Unterscheidung zwischen einer ›verstehenden Soziologie‹, die ihre Arbeit auf die Analyse sinnhafter Motivkonstellationen beschränkt, und einer ›verstehenden Psychologie‹, die sich dann auch um Emotionen kümmern mag, wird hierdurch gearadezu konstitutiv für die junge Disziplin der Soziologie.<sup>69</sup>

68 Weber (2007, 16 f.).

69 »Die rationale Überlegung eines Menschen: ob ein bestimmtes Handeln

Diese kann nun erst über den Umweg der Rationalisierung jene Gesellschaft *erfinden*, die dann ihren eigenen wissenschaftlichen Ge-genstand konstituiert. Steht die Soziologie dann erst einmal in dieser Form auf der Bühne, so kann sie als typisches Kind der Moderne die hiermit verbundenen Rationalitätsvorstellungen als wissenschaftlich fundierte Ansprüche in den gesellschaftlichen Diskurs mit einbringen.<sup>70</sup>

*Alfred Schütz und Thomas Luckmann:  
sprachlich vermittelte Vergemeinschaftung*

Die zweite Station, die wir hier mit Blick auf das Verhältnis von Vernunft und Emotion anlaufen möchten, ist die Sozialphänomenologie, wie sie von Alfred Schütz begründet und später durch Peter Berger und Thomas Luckmann weiterentwickelt wurde. Während Weber den ›subjektiv gemeinten Sinn‹ als methodologisches Konstrukt begriff, über das sich handlungsbestimmende Motive idealtypisch beschreiben lassen, ging es Schütz darum, mit Husserl das Fass des Bewusstseins weiter zu öffnen, um auf diesem Wege eine Ahnung zu bekommen, was mit dem Begriff ›subjektiv‹ eigentlich gemeint sein könnte. Über die Differenzierung von *Erleben* und *Reflexion* gelangt Schütz zunächst zu der Einsicht, dass *Handeln* und *Handlung* nicht dasselbe seien, da die Zeitverhältnisse des Verhaltensvollzugs und der Sinndeutung dieses Verhaltens durch das Bewusstsein auseinanderfallen.

Mit dem Primat: »Vor jedem Handeln steht, wie gesagt, ein Entwurf«<sup>71</sup> wird diese Unterscheidung dann zwar nicht auf theoretischer, jedoch auf methodologischer Ebene wieder zurückgenom-

bestimmter gegebener Interessen nach den zu erwartenden Folgen förderlich sei oder nicht und der entsprechend dem Resultat gefasste Entschluss werden uns nicht um ein Haar verständlicher durch ›psychologische‹ Erwägungen. Gerade aber auf solchen rationalen Voraussetzungen baut die Soziologie (einschließlich der Nationalökonomie) die meisten ihrer ›Gesetze‹ auf. Bei der soziologischen Erklärung von *Irrationalitäten* des Handelns kann die verstehende Psychologie in der Tat unzweifelhaft entscheidend wichtige Dienste leisten. Aber das ändert an dem methodologischen Grundsachverhalt nichts« (Weber 2007, 14 f.).

70 Die Einsicht, dass die Soziologie selbst die Begriffe und Konzepte mitproduziert hat, die dann erst die Gesellschaft erschufen, also die Soziologie selbst als metrische und normative Agentur in die Arena des Sozialen eintritt, haben in jüngerer Zeit Bruno Latour (2007) und Armin Nassehi (2006a) von zwei verschiedenen Seiten her aufgezeigt.

71 Schütz (2003, 465).

men. Weiterhin Weber folgend erscheinen Motivstrukturen nun als der eigentliche Gegenstand der soziologischen Analyse, während die innerpsychischen komplexen Verschachtelungen von Sinneswahrnehmung, Gefühl und Reflexion außer Acht gelassen werden können. Was ›wirklich‹ im Bewusstsein vor sich geht, wird in den Bereich der Protosoziologie verwiesen. Demgegenüber kann sich die soziologische Analyse darauf beschränken, der Lebenswirklichkeit der untersuchten Akteure plausible Motive zu unterstellen.<sup>72</sup> Die vermeintliche Realität des Bewusstseins führt dann paradoxe Weise auch in der so genannten phänomenologischen Soziologie dazu, die Eigenarten des Bewusstseinsvorgangs wieder auszublenden.

Entsprechend der Generalthese der Perspektivenübernahme bleibt für den Soziologen mit Berger und Luckmann nur noch die »Aufgabe« übrig, »die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit zu konstruieren«.<sup>73</sup> Mit Weber – und mit Husserl über Weber hinausgehend – setzt man *theoretisch* bei den Tatsachen des Bewusstseins an, um dann *forschungspraktisch* jedoch weiterhin Émile Durkheims Diktum zu folgen, dass man Soziales eben nur durch Soziales erklären könne. Empirisch hat sich die »Wissenssoziologie« entsprechend lediglich damit zu »beschäftigen, was in der Gesellschaft als ›Wissen‹ gilt«.<sup>74</sup> Als wissenschaftliche Disziplin kann eine so verstandene Soziologie nur dadurch zu sich selbst kommen, dass sie den *sprachlichen Common Sense* zum Ausgangspunkt ihrer Untersuchung macht.<sup>75</sup> Ihre wissenschaftliche Aufgabe besteht dann lediglich noch in der Typisierung von Typisierungsleistungen.<sup>76</sup> Aus dieser Perspektive

72 Siehe vor allem Schütz (1981).

73 Berger/Luckmann (2003, 3).

74 »Wie ist es möglich, daß subjektiv gemeinter Sinn zu objektiver Faktizität *wird*? Oder, in der Terminologie Webers und Durkheims: Wie ist es möglich, daß menschliches Handeln (Weber) eine Welt von *Sachen* hervorbringt? So meinen wir denn, daß erst die Erforschung der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit – der ›Realität sui generis‹ – zu ihrem Verständnis führt. Das glauben wir, ist die Aufgabe der Wissenssoziologie« (Berger/Luckmann 2003, 20).

75 Folgerichtig gilt dann auch, dass »Wissenssoziologie Sprachsoziologie voraussetzt«. Mit Blick auf die Legitimation gesellschaftlicher Ordnung gilt dann, dass »Wissenssoziologie ohne Religionssoziologie unmöglich ist« (Berger/Luckmann 2003, 197), denn der die Sinnordnung legitimierende Glauben muss sich ja selbst als objektivierbarer sinnhafter Aufbau der Wirklichkeit in der Sprache wiederfinden.

76 Entgegen dem im Titel ›phänomenologische Soziologie‹ noch anklingenden Rekurs auf die sozialen Tatsachen des Bewusstseins wird Letzteres jedoch nach dem vermeintlichen Einschluss durch Schütz wieder ausgeschlossen, wie auch Richard Grathoff anmerkt: »Nur der erste

(und nur aus dieser Perspektive) erscheint dann alles, worüber wir reden, als sozial konstruiert.

Ein so verstandener Sozialkonstruktivismus erzeugt seine eigene Grenze gegenüber biologischen und psychologischen Prozessen. Er kann nicht über den Common Sense sprachlicher Typisierungsprozesse hinausgelangen, denn etwas anderes als sprachliche Konstruktionen kann er nicht mehr untersuchen. Noch stärker als bei Weber, der ein empirisches Gespür für nicht sprachliche Vergemeinschaftungsprozesse hatte, geraten hierdurch Gefühle, Affekte und non-verbale Sinneswahrnehmungen weitgehend aus dem Blickwinkel der soziologischen Analyse, denn das Gesellschaftliche findet hier nur noch im Medium der Sprache statt.<sup>77</sup>

### *George Simmel: wechselseitige Affizierung*

Demgegenüber ergibt sich mit Georg Simmel die Möglichkeit, auch Gefühle als Medium der Vergesellschaftung zu betrachten. Nicht mehr ein bestimmter Inhalt – etwa das, worauf eine bestimmte sprachliche Typisierung verweist –, sondern die Form, *wie* Menschen miteinander verflochten werden können, bildet hier die Grundlage des Sozialen. All jene Regungen und Ausdrucksformen, welche in

Teil des sinnhaften Aufbaus der Wirklichkeit hatte strenge ›Konstitutionsanalysen in der phänomenologisch reduzierten Sphäre‹ durchgeführt – bei seinen Analysen des Fremdverstehens und der Struktur der Sozialwelt war die ›streng phänomenologische Betrachtungsweise‹ bereits verlassen worden (SA 137). Nun erklärt er allerdings, und darin liegt die Erweiterung seines Wissenschaftsbegriffs, es gehe um eine Wissenschaft der ›Phänomene der mundane Intersubjektivität‹, die nichts mit den Konstitutionsbedingungen in der phänomenologisch reduzierten Sphäre zu tun habe (GA 1, 138). Die geforderte Wissenschaft habe die ›invarianten eigenwesentlichen Strukturen einer Gemeinschaft‹. [...] Im *Sinnhaften Aufbau* sollen Sinnanalysen des Handlungserlebens des einsamen Ichs (die Konstruktion subjektiver Sinnzusammenhänge) mit den Strukturanalysen der Sozialwelt (objektiver Sinnzusammenhänge) in die Stimmigkeit eines korrelativen Zusammenhangs kommen, indem eine Ersatzung dieser subjektiven Sinnzusammenhänge durch objektive Sinnzusammenhänge verlangt und zum methodologischen Primat der Wissenschaften gemacht wurde. In dieser Erwartung verbergen sich die Prämissen eines cartesianischen Ansatzes« (Grathoff 1995, 47 f.).

<sup>77</sup> Der Versuch von Keller, die Gefühle in die soziologische Perspektive zu integrieren, rekurriert dann konsequenterweise auch nicht mehr auf sozialphänomenologische Forschungsliteratur, sondern auf die poststrukturalistischen französischen Diskurse (Keller 2008).

eine funktionale Form der gegenseitigen Affizierung münden, sind nun für die soziologische Analyse von Bedeutung:

»Jene Einheit der Vergesellschaftung kann, je nach der Art und Enge der Wechselwirkung, sehr verschiedene Grade haben. [...] Ich bezeichne nun alles das, was in den Individuen, den unmittelbar konkreten Orten aller historischen Wirklichkeit, als Trieb, Interesse, Zweck, Neigung, psychische Zuständlichkeit und Bewegung derart vorhanden ist, daß daraus und daran die Wirkung auf andre und das Empfangen ihrer Wirkungen entsteht – dieses bezeichne ich als den Inhalt, gleichsam die Materie der Vergesellschaftung«.<sup>78</sup>

Hieraus ergibt sich die Möglichkeit einer »Soziologie der Sinne«<sup>79</sup>. Sehen, Hören, Schmecken und Riechen sowie die hiermit verbundenen Lust- und Unlustgefühle sind nun als konstitutionelle Bestandteile sozialer Prozesse zu begreifen und auf diesem Wege lässt sich dann beispielsweise der Unterschied zwischen Großstadt- und Landleben auch aus der Perspektive des sinnlichen Nahbereichs heraus rekonstruieren.

Wie Staubmann feststellt, ist für Simmel soziales Verstehen keine an sprachlichen Sinn gebundene Operation mehr, sondern schließt (auch) eine Art von »affektiver ›Empathie‹« mit ein, »ohne die sich die Individualität anderer Personen« nicht erschließen würde.<sup>80</sup> Schon die Augen konstituieren durch die Möglichkeit des Sehens und Gesehenwerdens eine vorsprachliche Sozialform. Mit Simmel entstehen dichte Beschreibungen, entsprechend denen jeweils gegenstandsbezogen zu schauen ist, was alles an der Konstitution des Sozialen beteiligt ist. In methodologischer Hinsicht ergibt sich hieraus die Konsequenz, dass man nicht mehr von vornherein wissen kann, worauf man alles die Aufmerksamkeit zu lenken hat, wenn man nach dem Sozialen sucht. Die Simmelschen Analysen erscheinen entsprechend recht komplex und lassen sich nicht mehr unter ein einfaches metatheoretisches Schema subsumieren.

### *Talcott Parsons: Affekte als Erfolgsmedium*

Auch Talcott Parsons ›struktur-funktionale‹ Handlungstheorie ist theorie-technisch so angelegt, dass Emotionen in der Genese des Sozialen eine eigenständige Rolle spielen können. Möglich wird dies durch eine systemtheoretische Perspektive, die Handlungen nicht

78 Simmel (1992, 18).

79 Simmel (1992, 722 ff.).

80 Staubmann (2004, 151).

mehr als willentlichen Akt eines intentional handelnden Subjekts begreift. Stattdessen wird eine Handlung nun als eine Einheit verstanden, welche aus verschiedenen Komponenten zusammengesetzt ist (»unit act«). Sie ist entsprechend nicht mehr allein durch sprachlichen Sinn bzw. den sinnhaften Bezug auf Normen und Regeln zu begreifen, sondern erscheint als systemische Verwobenheit unterschiedlicher kognitiver und affektiver Dimensionen.

Zu nennen sind hier: die *kognitiv-instrumentelle Dimension*, die im Sinne eines rationalen Zweck-Mittel-Verhältnisses auf Zielerreicherung ausgerichtet ist; eine *evaluative Dimension*, die darauf ausgerichtet ist, dass das System sich über Zeit hält, also zu einer Form der Integration von Gesellschaft und Individuum findet; sowie eine *affektiv-kathektische Komponente*, die das System mit Energie versorgt. Werte, Normen, Affekte und institutionalisierte Handlungsskripte bilden im Hinblick auf ihre soziale Wirkung also eine untrennbare Einheit:

»Erst wenn Werte als Teile von Komplexen institutionalisiert sind, die informationelle mit hochgradig energetischen Komponenten *kombinieren*, vermögen sie einen nennenswerten Einfluss auf soziale Prozesse zu gewinnen. Doch selbst dann ist nicht die Wertkomponente allein, sondern der gesamte institutionalisierte Komplex die eigentliche Determinante; ohne die Wertkomponente wäre allerdings der Modus der Determinierung ein anderer.«<sup>81</sup>

Insbesondere in seinen späteren Arbeiten greift Parsons vermehrt auf die psychoanalytische Theorie Sigmund Freuds zurück und übernimmt von dort das »Konzept der Kathexis als der ›emotional‹ untermauernden Bindung (*commitment*)«.<sup>82</sup> Einfach gesagt wird nun davon ausgegangen, dass der einzelne Mensch nur dann bereit ist, einen Beitrag zur Gesellschaft zu leisten, bzw. sich deren Normen anzupassen, wenn er von dieser einen »Ausgleich« zu »seinem eigenen ›Affekthaushalt‹« bekommt. Sein soziales Engagement und Wohlverhalten müssen sich sozusagen für ihn auch emotional lohnen. Affekte gewinnen hiermit innerhalb der Kommunikation eine zentrale Rolle. Sie erscheinen nun »im Sozialsystem« als das »verankerte generalisierte Medium auf der allgemeinen Handlungsebene«.<sup>83</sup>

Aus dieser Theorieperspektive ergibt sich die Konsequenz, dass in der Rekonstruktion und Analyse gesellschaftlicher Prozesse nicht nur eine Kommunikation *über* Gefühle, sondern auch die Kom-

81 Parsons/Platt (1990, 57 f.).

82 Parsons/Platt (1990, 36).

83 Parsons/Platt (1990, 36).

munikation *durch* Gefühle in Rechnung zu stellen ist.<sup>84</sup> Neben den sinnvermittelten Medien, in denen Bedeutungen und Werte emotional aufgeladen sind, ergibt sich hierdurch die Möglichkeit, Affekte und Emotionen als eigenständiges »Erfolgsmedium« zu betrachten, über das sich in sozialen Systemen dann Solidaritäten mobilisieren lassen.<sup>85</sup>

Wie Staubmann feststellt, ist *Affekt* dann nicht mehr nur als eine »Eigenschaft von einzelnen ›Menschen‹ zu betrachten«, sondern muss nun als ein *generalisiertes* und *überpersonales Medium* erscheinen, das Kommunikation und Interaktion in bestimmte Bahnen lenkt, indem die Möglichkeiten und Bedingungen von Solidarisierung oder Ablehnung im Sinne kollektiver emotionaler Prozesse kontrolliert werden.

*Karl Mannheim und Pierre Bourdieu:  
Praxeologische Wissenssoziologie*

Auch bei Karl Mannheim ist der Weg, Gefühl und Emotion in die soziologische Analyse zu integrieren, nicht grundsätzlich verbaut. Mannheim unterscheidet zwischen der *komunikativen* und der *konjunktiven Erfahrung*. Erstere meint die sprachlich typisierten Ausdrucksformen. Letztere bezeichnet demgegenüber den lebenspraktischen Raum, aus dem heraus erst Unterscheidungen und Bezeichnungen getroffen werden. Am Beispiel seiner Untersuchungen zum Konservatismus konnte Mannheim aufzeigen, dass Liberale und Konservative sich weniger durch den Gebrauch bestimmter Begriffe unterscheiden denn durch einen differierenden Denkstil, der Dingen und Konzepten einen anderen Sinn verleiht.<sup>86</sup>

Wir finden mit Mannheim somit unterschiedliche Handlungsorientierungen vor, welche mehr in einer *geteilten Lebenspraxis* und geteilten *Bezugsproblemen* denn in sprachlich institutionalisierten Wissensbeständen gegründet sind. Hierdurch ergibt sich die Möglichkeit einer Gesellschaftsanalyse, welche auch die sinnlichen, körperlichen und affektiven Aspekte von Lebenspraxis mit einbezieht. So werden dann auch Gesten und Körperhaltungen als Ausdruck eines gesellschaftlichen Habitus begreifbar.<sup>87</sup> Das Soziale konstituiert sich

84 Parsons unterscheidet dabei zwischen ›expressiver‹ und ›kognitiver Symbolisierung‹ (vgl. Parsons/Platt 1990, 32 ff.). Eine diesbezügliche explizite Differenzierung findet sich bei Parsons schon in ›The Social System‹ (Parsons 1951).

85 Vgl. Baecker (2005, 220).

86 Mannheim (2003).

87 Siehe zu einem auf den Mannheimschen Arbeiten beruhenden Habi-

vorrangig als eine gemeinsame Praxis und unterschiedliche soziale Praxen lassen dann erst in einem zweiten Schritt jene semantischen Differenzen entstehen, welche sich in den bekannten ideologischen Auseinandersetzungen der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen manifestieren.

Insbesondere mit Pierre Bourdieu lässt sich sowohl in theoretischer als auch in methodologischer Hinsicht die Textorientierung einer Soziologie überwinden, die nur auf sprachliche Rationalität setzen kann. Emotionales Ausdrucksverhalten und körperliche Haltungen sind nun als konstitutionelle Bestandteile des Sozialen zu begreifen.

An dieser Stelle lohnt es sich, etwas ausführlicher auf die Bourdieusche Konzeption von Habitus und Feld einzugehen. Über den Habitus nistet sich das Soziale in den Körper, d.h. in das biologische Individuum ein. »Der Körper ist in der sozialen Welt, aber die soziale Welt steckt auch im Körper«.<sup>88</sup> Erst als sozialisierter Körper ist das Individuum in der Lage, in einem sozialen Feld angepasst und erfolgreich zu agieren. Der Habitus lässt das Gesellschaftliche im Einzelnen erscheinen, denn es gibt »in jedem sozialisierten Individuum kollektive Anteile, also Eigenschaften, die für eine ganze Klasse von Akteuren gelten und durch die Statistik ans Licht zu bringen sind«<sup>89</sup>.

Der Habitus entspricht dem inkorporierten, praktischen Wissen, welches notwendig ist, um den »Spiel-Sinn« für die spezifischen Regeln eines gesellschaftlichen Feldes zu gewinnen. Dieses Wissen besteht weniger aus bewusster Reflexion denn aus *impliziten* Handlungsschemata, die nur durch die Konditionierung wiederholter und regelmäßiger Praxis zu erwerben sind: »Der gute Spieler, gewissermaßen das Mensch gewordene Spiel, tut in jedem Augenblick das, was zu tun ist, was das Spiel verlangt und erfordert. [...] Das lässt sich durch mechanische Befolgung einer expliziten und – so sie existiert – kodifizierten Regel nicht erreichen«.<sup>90</sup> Auch wenn der Habitus als unbewusst agierende Struktur<sup>91</sup> anzusehen ist, so gestaltet er

tusbegriff Panofsky (2002). Siehe zu einer Methodologisierung dieser Perspektive Bohnsack (2007).

88 Bourdieu (2001, 194).

89 Bourdieu (2001, 201).

90 Bourdieu (1992, 83).

91 Der Begriff des Unbewussten ist bei Bourdieu keinesfalls im psychoanalytischen Sinne als ein verborgener Triebkonflikt zu verstehen, sondern bezeichnet den riesigen Komplex verkörperten Wissens, der durch vergangene Erfahrungen geformt wird, der – da er eben seinem eigenen Erkenntnisvorgang selbst entspricht – sich nicht seiner eigenen Bedingungen bewusst sein kann: »Das ‚Unbewußte‘ [...] ist in Wirklichkeit nämlich immer nur das Vergessen der Geschichte, von der Geschichte selber erzeugt, indem sie die objektiven Strukturen realisiert, die sie in

paradoxerweise gerade dadurch Freiheitsgrade im Handeln, indem er die Trägheit der vergangenen Erfahrungen als *gefühlte* Identität gegen die aktuellen Verhältnisse setzt.<sup>92</sup> Ein ausgeformter Habitus muss deshalb nicht notwendigerweise im Einklang mit den aktuellen Verhältnissen stehen.<sup>93</sup>

Wenngleich Bourdieu nicht explizit an einer originär soziologischen Entscheidungstheorie gearbeitet hat, so leistet seine Habituskonzeption dennoch insofern einen wichtigen Beitrag, als sie – jenseits eines subjektphilosophischen Verständnisses von Intentionalität – aufzeigt, wie Überindividuelles im Individuum wirksam werden kann. »Entscheiden« darf nicht mehr nur als Leistung eines einzelnen, vernunftbegabten Individuums angesehen werden. Diese Auffassung stellt für Bourdieu einen typischen scholastischen Irrtum einer von den Ursprüngen des eigenen Seins und Denkens entfremdeten elitären Position dar:

den Habitusformen herausbildet, diesen Scheinformen der Selbstverständlichkeit. Als einverlebte, zur Natur gewordene und damit als solche vergessene Geschichte ist der Habitus wirkende Präsenz der gesamten Vergangenheit, die ihn erzeugt hat. Deswegen macht er die Praktiken relativ unabhängig von den äußeren Determiniertheiten der unmittelbaren Gegenwart« (Bourdieu 1997b, 105).

92 »Der Habitus ist jene Präsenz der Vergangenheit in der Gegenwart, die die Präsenz des Kommenden in der Gegenwart möglich macht. Daraus folgt zunächst, daß der Habitus, da er über eine eigene Logik (*lex*) und eigene Dynamik (*vis*) verfügt, nicht mechanisch einer äußerlichen Kausalität unterworfen ist, daß er vielmehr gegenüber der direkten und unmittelbaren Determinierung durch die gegebenen Umstände einen Freiheitsraum gewährt – dies im Widerspruch zum mechanischen Momentanismus« (Bourdieu 2001, 270).

93 »Der Habitus kennt das Mißlingen, er kennt kritische Momente des Mißverhältnisses und Mißklangs« (ders.: 208). Auch kann ein Habitus in sich zerrissen und gespalten sein, unterschiedliche Geschichten vereinend. Die Sozialisation im Feld erscheint dabei selbst als ein Prozess unterschiedlicher »Integrationsstufen, die vor allem ›Kristallisierungsstufen‹ des eingenommenen Status entsprechen. So läßt sich beobachten, daß widersprüchliche Positionen, die auf ihre Inhaber strukturelle ›Doppelzwänge‹ ausüben können, oft zerrissene, in sich widersprüchliche Habitus entsprechen, deren innere Gespaltenheit Leiden verursacht. [...] Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn ein Feld eine tiefe Krise durchmacht und seine Regelmäßigkeiten (oder sogar seine Regeln) grundlegend erschüttert werden« (Bourdieu 2001, 270).

»Die Vorstellung von ›freiwilligem Entschluß‹, die schon Gegenstand so vieler Abhandlungen war, führt zu der Annahme, daß jeder Entscheidung, die als theoretische Wahl zwischen als solchen konstituierten theoretischen Möglichkeiten aufgefaßt wird, zwei Denkoperationen vorangehen: erstens das Aufstellen der vollständigen Liste der Wahlmöglichkeiten; zweitens das Feststellen und vergleichende Bewerten der unterschiedlichen Strategien im Hinblick auf ihre Folgen.

Dieser völlig unrealistischen Vorstellung vom gewöhnlichen Handeln – sie liegt der ökonomischen Theorie mehr oder weniger explizit zugrunde, die auf der Idee beruht, allem Handeln gehe ein gedanklich vorbereiteter, expliziter Plan voraus – ist wohl besonders typisch für die scholastische Sicht, diese Erkenntnis, die sich selbst nicht erkennt, weil sie das Privileg verkennt, das sie dazu bringt, den theoretischen Blickpunkt, die detachierte, praktische Sorgen ledige und, mit Heidegger zu sprechen, ›ihrer selbst als in der Welt Seiendes entrückte‹ Betrachtung zu privilegieren«.<sup>94</sup>

Rationales Handeln braucht bei Bourdieu nicht mehr »als Ergebnis einer *Entscheidung*« gedacht zu werden, die auf »Überlegung beruht, also auf der Prüfung der möglichen Folgen der Wahl zwischen verschiedenen Alternativen und auf der Abwägung der Vorteile der verschiedenen Handlungen im Hinblick auf ihre Folgen«<sup>95</sup> – dem würde unter dem Druck der Praxis schon der Mangel an Zeit entgegenstehen, um das hierzu erforderliche Wissen einzuholen. Im Gegensatz zur Rational-Choice-Theorie braucht dem Handeln auch keine Absicht mehr unterstellt zu werden. ›Entscheiden‹ muss im Sinne einer realitätsnahen *praxeologischen* Konzeption eher als ein *praktischer* bzw. *sozialer Sinn* verstanden werden, der unter den spezifischen Selektionsbedingungen eines Feldes erst erlernt bzw. eingeübt wird und nicht im Sinne eines intentionalen Handelns verstanden werden kann. Die Habituskonzeption erlaubt es, »Spontaneität und Kreativität [...] ohne das Zutun einer kreativen Absicht«, »Zweckhaftigkeit [...] ohne bewußtes Anstreben von Zwecken, Regelhaftigkeit [...] ohne Befolgen von Regeln« zu erklären.<sup>96</sup>

94 Bourdieu (2001, 176 f.). Bourdieus Analyse wendet sich hier selbstreflexiv den Grundlagen des eigenen Denkens und Erkennens zu und bringt hiermit die Subjektivität wieder in den Analysenprozess ein, jedoch als eine objektivierte ›Subjektivität‹, die nun in ihrer jeweiligen Rationalität als eine historisch und sozial bedingte Subjektivität begriffen wird.

95 Bourdieu (2001, 282 f.).

96 Bourdieu (2001, 176).

Strategien stellen für Bourdieu keine abstrakten Antworten auf abstrakte Situationen dar, sondern definieren sich nur »im Hinblick auf die Impulse, die in der Welt selbst angelegt sind«.<sup>97</sup> Erst der Habitus konstituiert hier die spezifischen Selektionsbeziehungen zur Umwelt, die bestimmen, was als Information zu betrachten und was als nichtssagend zu ignorieren ist. Rationalität kann deshalb niemals unabhängig von dem sozialen Raum verstanden werden, der die Bedingungen für eben diese Rationalität erzeugt. Das, was im scholastischen Sinne als Rationalität angesehen wird, ist dabei selbst nur als eine spezifische, historisch bedingte Erkenntnisform zu betrachten, die jedoch von ihren Bedingungen absieht, weil unter denjenigen Menschen, welche diese Erkenntnisform anwenden, ein historisch bedingter Konsensus über den Sinn dieser Form zu bestehen scheint.<sup>98</sup> All dies sind Prozesse, die körperlich erlebt und getragen werden und hiermit hochgradig von ›Gefühl‹ durchsetzt sind. Der Habitus ist der gefühlte praktische Sinn, was in einer konkreten Situation zu tun ist.

*Niklas Luhmann: Autopoiesis  
operational geschlossener Systeme*

Auf den ersten Blick scheint die Luhmannsche Systemtheorie ähnlich weit weg von einer Soziologie der Gefühle wie die Schützsche Sozialphänomenologie. Kommunikation und Bewusstsein scheinen hier vorrangig im Medium Sinn zu operieren und zudem werden das Bewusstsein und der Körper des Menschen in die Umwelt der sozialen Systeme verbannt. Wenn wir genauer hinschauen, können wir jedoch feststellen, dass gerade die operative Trennung von Bewusstseins- und Kommunikationssystemen einen Raum eröffnet, Gefühle als einen soziologischen Gegenstand zu entdecken. Bei Luhmann finden sich hierzu durchaus einige bemerkenswerte Ansätze.

Rekapitulieren wir kurz die Grundgedanken der Systemtheorie, bevor wir diesen Hinweisen etwas ausführlicher folgen: Die Leitunterscheidung der modernen Systemtheorie ist die Differenz von System und Umwelt.<sup>99</sup> Ein System ist dabei als Funktion seiner selbst

97 Bourdieu (2001, 283).

98 »Die Logik ist das Unbewußte einer Gesellschaft, die die Logik erfunden hat. Die logische Handlung, wie Pareto sie definiert, oder das rationale Handeln im Sinne Webers sind Handlungsweisen, die, da sie für den, der sie vollzieht, wie für den, der sie beobachtet, den gleichen Sinn haben, nichts ihnen äußerliches kennen, keinen Überschuss an Sinn außer dem, daß sie von den historischen und sozialen Bedingungen dieser perfekten Durchschaubarkeit absehen« (Bourdieu 2001: 205 f.).

99 Die Form des Systems nimmt hier die Form eines Paradoxons an, denn

anzusehen und erzeugt sich entsprechend seinen internen Funktionen als Differenz zur Umwelt. Je nachdem, was und wie ein Beobachter unterscheidet, können in einer Welt verschiedenste System-Umwelt-Differenzen beobachtet werden.

So wie ein Organismus als eine systemische Einheit verstanden werden kann, welche sich in ihren Körperegrenzen in einer Umwelt reproduziert (in der sie Nahrung und Luft zum Atmen findet und die auch andere Organismen beinhaltet), kann auch eine einzelne Zelle als ein System verstanden werden, das sich in seiner Umwelt reproduziert, die wiederum aus anderen Zellen und Organen besteht (etwa aus dem sie umgebenden, Blutgefäße beinhaltenden Gewebe, aus dem sich die Zelle versorgen kann).<sup>100</sup> Nicht der Gegenstand, noch die Größe, noch das Medium, dessen sich die Selbstreproduktion bedient, bestimmen, ob es sich um ein System handelt oder nicht, sondern nur die reproduktive Funktion selbst, und in diesem Sinne ließe sich theoretisch auch über ein System der Gefühle nachdenken, das seine Reproduktionsbedingungen darin findet, dass Gefühle Gefühle auslösen, und das dann anderes – Sprache, Körper, soziale Verhältnisse etc. – nutzt, um sich selbst zu reproduzieren.

Soziale Systeme – um nun von der allgemeinen zur soziologischen Systemtheorie zu kommen – finden ihren Ausgangspunkt im Bezugsproblem der *doppelten Kontingenzen*: Wenn sich zwei kommunikations- und lernfähige Organismen begegnen – die als eigenständige Systeme ja als autonom anzusehen sind –, stellt sich die Frage, wie es unter der wechselseitigen Unsicherheit darüber, was in dem jeweils anderen nun vorgehe, dennoch zu Bindungen bzw. zur Herausbildung eines sozialen Systems kommen kann.<sup>101</sup> Das Soziale und Ver-

die Differenz zwischen System und Umwelt, die dieses System setzt, wird wieder in das System eingeführt. Luhmann greift zur formalen Beschreibung dieses selbstreferenziellen Prozesses auf den Kalkül der Form von Spencer-Brown (1972) zurück, indem als ›erster‹ Beobachtungsakt ein Unterschied, ein ›Etwas‹ gegenüber dem ›unmarked space‹ gesetzt wird, um dann diesen Unterschied als zweiten Schritt der Systembildung wieder in sich selbst einzuführen. Während in der klassischen Logik selbstbezügliche Formen als Paradoxien verboten sind, ist es mathematisch durchaus möglich, Gegenstände als Funktionen ihrer selbst zu beschreiben bzw. mit solchen Kalkülen zu rechnen.

<sup>100</sup> Es ist durchaus angemessen, Zellen als eigenständige Systeme in einer Umwelt zu betrachten, die Organe, Körper oder gar Menschen enthält – etwa immer dann, wenn die Zellen das nicht tun, was sie eigentlich sollen (z. B. ein Geschwulst ausbilden).

<sup>101</sup> Hierzu Luhmann: »Wir müssen uns jetzt der Frage stellen, wieso das Problem der doppelten Kontingenzen »sich selbst löst«; oder weniger zugespitzt formuliert: wie es dazu kommt, daß das Auftreten des Problems

bundene erscheinen aus dieser Perspektive unwahrscheinlicher und damit erklärenswürdiger als das unbezogene Nebeneinander zweier Organismen. Die Lösung des Problems liegt in der wechselseitigen Konditionierung von Erwartungsmustern. Da sich Menschen wechselseitig irritieren – und aufgrund ihrer neuronalen Plastizität prägen – lassen, erzeugen sie in einem Tanz wechselseitiger Orientierung ein Beziehungsmuster, das nach einer gewissen Zeit redundant wird und somit einem externen Beobachter als stabile Struktur erscheint. Soziale Systeme entstehen und stabilisieren sich dabei als Muster von Erwartungen und Erwartungserwartungen und »sobald diese sozialen Systeme konstituiert sind, dient ihre Kommunikation der Aufrechterhaltung der Redundanz ihrer Strukturen«.<sup>102</sup> Im Design der Theorie sozialer Systeme wird dem Begriff der ›Kommunikation‹ dabei eine Schlüsselrolle zugewiesen.

Unter dem Diktum, ›Kommunikation löst Kommunikation aus‹, wird die Anschlussfähigkeit von Kommunikationen zum zentralen genetischen Prinzip von Gesellschaft.<sup>103</sup> Dies schließt Handeln oder einen Handelnden nicht aus, sieht aber beides als einen Zurechnungsprozess, der erst durch einen Beobachter – der auch die Kommunikation sein kann – vollzogen wird. Erst die *Selektion* von Information und Mitteilung durch ein Verstehen entscheidet darüber, wer wie handelt. Hierdurch wird der Handlungsbegriff von seinen subjekt-philosophischen Konnotationen befreit, die Frage, ob das Bewusstsein wirklich autonom entscheiden kann, wird hiermit irrelevant.

einen Prozeß der Problemlösung in Gang setzt. Entscheidend dafür ist der selbsterreferentielle Zirkel selbst: Ich tue, was Du willst, wenn Du tust, was ich will. Dieser Zirkel ist, in rudimentärer Form, eine neue Einheit, die auf keines der beteiligten Systeme zurückgeführt werden kann. [...] In dieser Einheit hängt die Bestimmung jedes Elements von der eines anderen ab, und gerade darin besteht die Einheit. Man kann diesen Grundtatbestand auch als eine sich selbst konditionierende Unbestimmtheit charakterisieren: Ich lasse mich von Dir nicht bestimmen, wenn Du Dich nicht von mir bestimmen läßt. Es handelt sich, wie man sieht, um eine extrem instabile Kernstruktur, die sofort zerfällt, wenn nichts weiter geschieht. Aber diese Ausgangslage genügt, um eine Situation zu definieren, die die Möglichkeit birgt, ein soziales System zu bilden. [...] Dies soziale System gründet sich mithin auf Instabilität. Es realisiert sich deshalb zwangsläufig als autopoietisches System. Es arbeitet mit einer zirkulär geschlossenen Grundstruktur, die von Moment zu Moment zerfällt, wenn dem nicht entgegenwirkt wird« (Luhmann 1993, 166f.).

<sup>102</sup> Baecker (2002, 12).

<sup>103</sup> Eine ausführliche Diskussion des Kommunikationsbegriffes findet sich in Luhmann (1993, 191-241).

Für die Kommunikation ist einzig und allein von Bedeutung, was als Bedeutung in den kommunikativen Anschlüssen gewählt wird.

Nicht der Akteur mit seinem Bewusstsein und den hierin erscheinenden Intentionen zählt innerhalb der sozialen Systeme, sondern einzig und allein die Kommunikation und das, was sie auslöst. Gefühle, Gedanken oder Intentionen etc. sind dann und *nur* dann für soziale Systeme strukturbildend, wenn sie kommunikativ thematisiert und adressiert werden.<sup>104</sup> »Psychische Systeme«, d. h. Subjekte, sind deshalb – und hierin liegt eine der Provokationen der Systemtheorie – der Umwelt sozialer Systeme zuzurechnen. Ein soziales System stellt ein eigenständiges emergentes Phänomen dar, wenngleich es, um den beständigen Prozess von »Kommunikationen, die Kommunikationen auslösen«, in Gang zu halten, intelligenter, das heißt sinnlich wahrnehmender und sinnverstehender Wesen bedarf. Diese fungieren hier jedoch nur als *Medium* der Kommunikation, nicht als deren Essenz.

Das, was ein Mensch denkt, fühlt oder handelt, beispielsweise wenn er etwa eine Zahlung zu leisten hat, muss das Wirtschaftssystem nicht interessieren. Ebenso wenig interessiert es das Medizinsystem, ob ein Arzt seine Arbeit unter den aktuellen Bedingungen gerne macht oder sich lieber andere Arbeitsverhältnisse wünschen würde. Soziale Systeme können die psychische Dimension von Menschen zwar in Rechnung stellen – etwa in Diskursen über das subjektive Erleben –, *brauchen* dies jedoch nicht zu tun, sondern können ohne weiteres die psychologischen Konditionen des Menschen, etwa seine Bedürfnisse und Wünsche, »grob« missachten.

Interessanterweise gelingt es mit Luhmanns Theoriedesign trotz seiner Trennung von Psyche und sozialem System leichter, Gefühle in einer soziologischen Analyse zu reflektieren denn in einer Schütz-schen Sozialphänomenologie, die ihren methodologischen Fokus nur noch auf sprachlich vermittelte Motivstrukturen legen kann. Insbesondere folgende Anknüpfungspunkte ergeben sich:

- Auf Ebene des psychischen Systems lässt sich zunächst auf einer phänomenologischen Ebene die Bedeutung von Empfindungen für die Konstitution des Selbst würdigen: Nicht mehr nur die sozial gespiegelte sprachliche Referenz auf ein »Ich«, sondern auch der

<sup>104</sup> »Die unausgesprochene Einschätzung der Funktion von Kommunikation scheint auf den ersten Blick eine rein psychische Leistung zu sein und zu bleiben, gerade wenn sie nicht formuliert wird; [...] Eine genauere Analyse würde jedoch rasch zeigen, daß eine Verkapselung solcher Kalkulationen im Einzelbewußtsein keinerlei soziale Folgen hätte. Ein Beitrag zur Autopoiesis von Kommunikation kann nur über Kommunikation laufen, wie immer anspruchsvoll die Mitwirkung von Bewußtsein vorausgesetzt wird. Soziale Resonanz ist nur zu gewinnen, wenn verstanden wird, um was es geht« (Luhmann 2000a: 61).

Körper erscheinen nun als Fokus einer Selbstheit, die sich zugleich in Einheit und Differenz zum Körper konstituiert.<sup>105</sup> Gerade mit Luhmann entgeht man hier einem Soziologismus, der Bewusstsein und die soziale Konstruktion der Wirklichkeit vorschnell ineinanderschiebt.

- Darüber hinaus gewinnt das Gefühl im Prozess der Autopoiesis des Bewusstseins eine eigenständige funktionale Rolle. Es erscheint nun als eine Form der psychischen Krisenbearbeitung, als »eine Art Immunsystem, das man als ›Gefühl‹ beschreiben und mit sprachlichen und kulturellen Formangeboten ausstatten kann«<sup>106</sup>. Das Gefühl springt gleichsam immer dann an, wenn Erwartungen (in einem positiven oder negativen Sinne) nicht erfüllt werden.<sup>107</sup>

<sup>105</sup> Bei Luhmann heißt es dann als eine Antwort auf die Frage, wie die Meinigkeit ins System des Bewusstseins kommt: »Die naheliegendste Vermutung ist, daß dies die Unterscheidung von Bewußtsein und Leben leistet, d. h. die Beobachtung der ›eigenen‹ Körperlichkeit durch das Bewußtsein – eine Art Schwere oder vibrierende Kompaktheit der Befindlichkeit, die man jenseits aller Sonderzustände wie Müdigkeit oder Schmerz immer spürt und immer intentional beobachten kann, wenn man sie denkt. Das Bewußtsein kann, anders gesagt, nur durch Zuordnung zu diesem seinem *leiblichen Leben* zur Einheit aggregieren, und nur dadurch, daß es sich selbst zugleich von diesem Leben unterscheidet. Identifikation *mit Hilfe* des eigenen Leibes ist also gerade nicht: Identifikation mit dem eigenen Leib [...].

Es [das Bewußtsein] braucht, mit anderen Worten, nicht zu wissen, daß es mit ›seinem‹ Leben nicht identisch ist, und in der Tat ist dieses Wissen sehr schwer zu erreichen, gerade weil es konstitutiv ist für die Möglichkeit des Bewußtseins, sich selbst als Einheit zu wissen. Das dafür nötige ›andere‹ ist eben der ›eigene‹ Leib – und nicht etwa die Welt. Die Unterscheidung Bewußtsein/leibliches Leben spannt beides so eng zusammen und ermöglicht innerhalb dieser Unterscheidung ein so rasches Hin und Her des Bezeichnens, daß diese fundamentale Unterscheidung kontinuierlich verwischt wird und eben deshalb so fraglos gegeben ist, daß man nicht darauf kommt, sein Bewußtsein in Abstraktion von der Autopoiesis des eigenen Lebens oder diese unter Abschaltung des Gedankengangs des Bewußtseins zu erfahren« (Luhmann 1995b, 84).

<sup>106</sup> Luhmann (1995b, 75).

<sup>107</sup> »Die Form, in der ein individuelles psychisches System sich der Kontingenz seiner Umwelt aussetzt, kann im allgemeinen als Erwartung bezeichnet werden. [...] Bezogen auf psychische Systeme verstehen wir unter Erwartung eine Orientierungsform, mit der das System die Kontingenz seiner Umwelt in Beziehung zu sich selbst abtastet und als eigene Ungewißheit in den Prozeß autopoietischer Reproduktion übernimmt. [...] Eine Erwartung sondiert ungewisses Terrain mit einer an ihr selbst erfahrbaren Differenz: Sie kann erfüllt oder enttäuscht werden, und dies hängt nicht allein von ihr selber ab. Erwartungen lassen sich zu *Ansprüchen*« (Luhmann 1995b, 84).

- Drittens lassen sich gefühls- und empfindungsbasierte Prozesse auch als Mechanismen begreifen, mittels derer sich Bewusstsein und Kommunikation über das Medium Körperlichkeit aneinanderkoppeln lassen. Luhmann hat diese Koppelung als »Symbiose« beziehungsweise mit Referenz auf die Kommunikation als »symbiotische Symbole« bezeichnet.<sup>108</sup> Bestimmte kommunikative Angebote referieren hier zugleich auf körperliche Prozesse – beispielsweise auf Sexualität, physische Gewalt oder physische Bedürfnisse –, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass das Bewusstsein mitmacht. Macht, Liebe, Medizin und Wirtschaft setzen hier in ihrer jeweils spezifischen Form an und lassen so Arrangements wahrscheinlich werden, die ansonsten kaum zustimmungsfähig wären. Auf der anderen Seite lässt sich der Körper durch symbiotische Symbole dadurch sozialisieren, dass Semantiken angeboten werden, deren Körperbezug wiederum die Verwendung anderer symbiotischer Mechanismen moderiert, etwa indem dadurch die Möglichkeiten der Selbstbefriedigung eigener Bedürfnisse blockiert werden.<sup>109</sup>
- Mit Luc Ciompi lässt sich dies weiterdenken und vermuten, dass bestimmte binäre Codes mit einer bestimmten Form gefühlsmäßiger Affizierung einhergehen.<sup>110</sup> Man denke beispielsweise an die Kommunikation von ›Vertrauen‹.<sup>111</sup> Hier ist zu vermuten,

chen verdichten. Das geschieht durch Verstärkung der Selbstbindung und des Betroffenseins, die man in die Differenz Erfüllung/Enttäuschung hineingibt und damit aufs Spiel setzt. [...] Entsprechend ist der Prozeß interner Anpassung an Erfüllung bzw. Enttäuschungen komplexer und erscheint im System als *Gefühl*« (Luhmann 1993, 362 ff.).

<sup>108</sup> Luhmann (1998a, 378 ff.).

<sup>109</sup> »Vor allem aber benötigen alle symbiotischen Symbole Selbstbefriedigungsverbote. Sie sind darauf angewiesen, daß der Körper nach Maßgabe sozialer Konditionierungen benutzt wird und nicht unmittelbar nach dem, was das Bewußtsein ihm suggeriert. So erklärt sich, daß die positive Sexologie des 18. Jahrhunderts zugleich eine geradezu neurotische Einstellung zur Masturbation ausgelöst hat, daß wenige Jahrzehnte zuvor die auf kontrollierte Wahrnehmung angewiesene Wissenschaft alle Berufung auf Intuition im Sinne einer sich selbst befriedigenden Anschauung als Variante von ›Fanatismus‹ zurückweisen mußte, und erst recht natürlich: daß die politische Gewalt des ›souveränen‹ Staates keine gewaltsame Eigenmächtigkeit in ihrem Territorium tolerieren und nur noch zwischenstaatliche Kriege zulassen konnte« (Luhmann 1998a, 381).

<sup>110</sup> Offensichtlich ist dies im Fall der Liebe. Siehe etwa Luhmanns ›Liebe als Passion‹ (Luhmann 1995d).

<sup>111</sup> Siehe »Vertrauen: ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität« (Luhmann 2000d).

- dass die Dichotomie ›Vertrauen/Misstrauen‹ auch durch eine entsprechende emotionale Rahmung begleitet wird. Vertrauen erscheint nun als eine Chimäre aus einer sozialen Funktion – da man angesichts komplexer Verhältnisse nicht alles wissen kann, muss man vertrauen – und einem psychischen Mechanismus, der die Entscheidung, ob man im Einzelfall vertrauen kann oder nicht, mittels positiver oder negativer Emotionen stabilisiert.<sup>112</sup>
- Nicht zuletzt ergibt sich mit der soziologischen Systemtheorie die Möglichkeit der Kommunikation *durch* Gefühle. Entgegen einem weit verbreiteten Missverständnis schließt die Luhmannsche Kommunikationstheorie *nicht-sprachliche* Formen der Kommunikation nicht aus. So wie auch in der Kunst allein schon die Präsentation des Wahrnehmbaren einen Einschnitt in die Welt bedeutet, der zwischen Information und Mitteilung unterscheiden lässt,<sup>113</sup> gilt auch, dass ein Gefühlsausdruck einen kommunikativen Prozess initiieren kann. Die Identifikation von einem Gefühl liefert einen Anlass, entsprechende Zurechnungsprozesse in Gang zu setzen. Mit Dirk Baecker weitergedacht lassen sich Gefühle als eine Kommunikation begreifen, »die denjenigen, der sie hat, zur Situation machen, in der er sich befindet. Daraus lassen sich Attributionsambivalenzen gewinnen, die es erlauben, offenzulassen, ob Anschlusskommunikation an der Person des anderen oder an seiner Situation anknüpft. Nur so, so scheint es, kann das jeweilige Gegenüber für das Gefühl gewonnen werden, ohne dass es damit zu sehr festlegt, was mit diesem Gewinn gewonnen ist. Denn anschließend ist die Situation, die den Hass, die Liebe oder Person hervorruft, ebenso interessant wie die Person, die entsprechend reagiert«.<sup>114</sup>

<sup>112</sup> Siehe Ciompi (2004, 25).

<sup>113</sup> Erst diese Perspektive wird der Kunst gerecht, denn nun erst kann eine Analyse zwischen Kommunikation durch Kunst und Kommunikation über Kunst unterscheiden: »Am Anfang ist die Differenz, der Einschnitt einer Form, die das weitere zu regulieren beginnt; und zwar einer Form, die Wahrnehmbares strukturiert und zugleich als künstlicher Einschnitt eine Information von Information und Mitteilung in die Welt setzt. [Die Autopoiesis der Kunst] unterscheidet sich in jedem Falle vom Ingangesetzten der sprachlichen Kommunikation dadurch, daß sie im Medium des Wahrnehmbaren oder Anschaulichen operiert, ohne die spezifische Sinnleitung der Sprache in Anspruch zu nehmen. Sie mag sich dabei sehr wohl sprachlicher Mittel bedienen, etwa als Dichtung, aber nur, um in einer Weise aufzufallen, die nicht allein auf dem Verstehen des Gesagten beruht« (Luhmann 1998b, 45).

<sup>114</sup> Baecker (2005, 97 f.).

- Die hiermit verbundenen Mehrdeutigkeiten eröffnen dann die Chance, auf produktive, weil noch nicht zuvor bestimmte Weise mit enttäuschten Erwartungen umzugehen. In ähnlichem Sinne lassen sich mit Peter Fuchs Gefühle auch als eine Form verstehen, wie sich undeutliche Wahrnehmungen – also Ambivalenzen, Unstimmigkeiten und Ungewissheiten – kommunizieren lassen, ohne sich damit schon auf ein Verstehen festgelegt haben zu müssen.<sup>115</sup>

Luhmanns Theorieanlage gestattet Gefühlen vielfältige Rollen. Aus guten Gründen wird sie jedoch die Kausalitäten zwischen Gefühl und Sozialem nicht in allgemeiner Form festlegen wollen. Die operative Trennung von psychischen, körperlichen und sozialen Systemen gestaltet und erlaubt hier gewissermaßen eine Reihe von Freiheitsgraden, wie Gefühl im Einzelfall genutzt werden kann. Die jeweilige Beziehung lässt sich entsprechend nicht vom grünen Tisch aus generalisierend und deduktiv für alle denkbaren Fälle bestimmen, sondern ist jeweils im Einzelfall für einen konkreten Sachverhalt zu rekonstruieren.

### 3 Soziologie und Affekt

Rekapitulieren wir zunächst die wesentlichen Aspekte der Stationen, welche wir bislang durchlaufen haben, um dann das Verhältnis von soziologischer Theoriebildung und einer neurowissenschaftlich begründeten Emotionsforschung ausführlicher diskutieren zu können:

- Zunächst haben wir jene Befunde etwas näher angeschaut, die derzeit unter dem Stichwort ‚Spiegelneuronen‘ diskutiert werden. Primaten können durch Beobachtung, aber auch durch auditive und olfaktorische Stimuli in einer Weise in Resonanz treten, dass emotionale Zustände (Empathie), aber auch Handlungsabläufe gespiegelt werden. Mit Blick auf die Ontogenese dieser Fähigkeit spricht einiges dafür, dass sich diese Spiegelungsprozesse nicht als intentionaler Nachvollzug der Handlungsmotive des Gegenüber verstehen lassen, sondern eher als *konnektive* Vorgänge zu begreifen sind, die auf *assoziativen*, aufeinander aufbauenden Lernerfahrungen beruhen.
- In der zweiten Station haben wir mit Damasio eine Perspektive kennengelernt, über die sich Kognition als ein durch den Körper modulierter Bewertungsprozess begreifen lässt. Eine so verstandene Neurobiologie des Entscheidens kommt zu dem Ergebnis, dass

<sup>115</sup> Fuchs (2004b).

Handlungsperspektiven vom Gehirn in einen Körper projiziert werden, der dann seinerseits dem Gehirn auf Basis habitualisierter somatischer Marker spezifische Antworten nahelegt.

- Anschließend begegneten wir den so genannten sozialen Emotionen. Diese gestalten eine besondere affektive Rahmung oder Gerichtetheit, die sich hinsichtlich ihrer Funktion primär auf die Beziehung zu anderen bezieht. Wir treffen hier auf eine Reihe vorsprachlicher Prozesse, in denen über Spiel, Lachen, Liebe und Lust eine Vergemeinschaftung stattfindet. Zudem entwickelte sich ein Blick auf die sozialen Funktionen negativer Emotionen, die dann beispielsweise Statusdifferenzen begleiten und stabilisieren, indem sie als sozial wirksame Schaltstellen die entsprechenden Befindlichkeiten der beteiligten Individuen versklaven. Wir erfahren hier auch, dass soziale Ausgrenzung die Empfindlichkeit für physischen Schmerz erhöht und moralische Entrüstung mit einem Belohnungssystem gekoppelt ist, das es lustvoll erscheinen lässt, Normverstöße zu ahnden.
- Im vierten Schritt sind wir mit Ciompis Affektlogik einem Modell der theoretischen Integration begegnet, das davon Abstand nimmt, die Verbindung von Körper, Psyche und sozialen Kreisläufen vorschnell kurzzuschließen. Stattdessen wird auf dynamische Prozessbeschreibungen gesetzt, in denen Emotionen als Bestandteil von sich selbst stabilisierenden Arrangements erscheinen. Diese entwickeln sich nun nicht mehr kausal deterministisch, d. h. in dem Sinne, dass eine Emotion als Ursache von sozialen Prozessen angesehen werden kann oder umgekehrt, sondern chaotisch und selbstorganisierend. Das Einrasten in einen emotional kognitiven Komplex erscheint dabei als ein Bifurkationspunkt, der die weitere Entwicklung der beteiligten Systeme bestimmen kann.

In den anschließenden Stationen wurde das Verhältnis von soziologischer Theoriebildung und dem Thema Gefühl beleuchtet:

- In der fünften Station wurde das Augemerk auf Webers Handlungsbegriff gelenkt, der Handeln an den ›subjektiv gemeinten Sinn‹ koppelt. Hierdurch wird zugleich eine markante Grenze zu affektiven und habituellen Prozessen gezogen, die nicht mit bewussten Intentionen einhergehen. Diese Differenz pointierend kann Weber nun zwischen ›Vergemeinschaftung‹ und ›Vergesellschaftung‹ unterscheiden, um seine Soziologie der Moderne auf die (wert- oder zweck-) *rationalen* Prozesse der Letzteren zu fokussieren.
- Anschließend begegneten wir mit Schütz und Luckmann dem Versuch, auch die alltäglichen Prozesse der Lebenswelt auf Basis von

Motiven zu beschreiben, denen subjektiv gemeinter Sinn zugerechnet werden kann. Die hiermit entstehende Wissenssoziologie erscheint nun als eine Soziologie der Sprache. Mit dem Fokus auf die institutionalisierten Common-Sense-Stereotypen der Um-zu- und Weil-Motive rücken die affektiven Formen sozialer Assoziation und Vergemeinschaftung aus dem analytischen Blick.

- In der folgenden Station trafen wir zunächst auf Simmel. Emotionen lassen sich hier als ein Medium des Sozialen begreifen, nämlich als funktionale Form einer wechselseitigen Affizierung.
- Mit Parsons begegneten wir der Idee, Handlungen als ein System aufzufassen, in dem kognitiv-instrumentelle, evaluative und affektive Komponenten eng miteinander verwickelt sind. In Anlehnung an Freud erscheinen Normen nun als emotional besetzte Selbstverpflichtungen. Darüber hinaus sind – homolog zu Simmel – Gefühle auch als ein Medium der Kommunikation zu verstehen.
- Mit Bourdieu und Mannheim kamen wir zu einer praxeologischen Wissenssoziologie, die unterhalb des sprachlichen Common Sense einen habituellen Raum entdeckt. Handlungen finden ihre Orientierung nun in einem vorsprachlichen Raum einer geteilten sozialen und symbolischen Wirklichkeit, die als Habitus tief in das körperliche Erleben eingelassen ist. Handlungsleitende Orientierungen, Affekt und sozialisierter Körper bilden (somit eine untrennbare Einheit).
- Demgegenüber begegnen wir mit der Luhmannschen Systemtheorie in der letzten Station einer Konzeption, welche die operationale Trennung von Körper, Psyche und sozialen Systemen betont. Die jeweiligen Sphären sind nun als strukturell gekoppelt zu sehen, wobei jedoch die Kausalität der Koppelung offenbleibt bzw. unterschiedliche Möglichkeiten und Mechanismen der Bindung denkbar bleiben. Ob lose, fest oder nicht gekoppelt wird, ist hier durch das Theoriedesign nicht von vornherein festgelegt, sondern bestimmt sich erst durch die konkreten empirischen Verhältnisse. Gefühle können innerhalb sozialer Prozesse unterschiedliche Rollen einnehmen. Sie können als symbiotische Mechanismen der Koppelung unterschiedlicher Systeme genutzt werden. Sie können gleichsam als eine Art Immunsystem fungieren, das einspringt, wenn anderer Sinn nicht mehr trägt. Sie können aber auch als ein Medium benutzt werden, das Zurechnungsambivalenzen erzeugt, um hierdurch der Kommunikation zusätzliche Freiheitsgrade zu eröffnen.

Versuchen wir nun, die bisher vorgestellten soziologischen Theorieansätze mit den neurokognitiven Perspektiven zusammenzubringen. Zunächst lässt sich feststellen, dass bestimmte Ansätze zu bestimmten Befunden eine gewisse Affinität aufzeigen.

Panksepps Theorie, dass durch Humor, Spielen und andere emotionale Affizierung eine vorsprachliche Vergemeinschaftung stattfindet, passt gut mit Simmel zusammen, findet aber auch Anklänge in einer Parsonsschen Konzeption, entsprechend der Emotionen im Sinne einer expressiven Symbolisierung als Kommunikationsmedium aufgefasst werden. Auch aus Perspektive der praxeologischen Wissenssoziologie spricht einiges dafür, solche geteilten Praxen als grundlegender anzusehen als die sich hierauf beziehenden sprachlich verfassten Motivstrukturen. So lässt sich mit Bourdieu argumentieren, dass beispielsweise erst die langjährigen Praktiken des Trinkens guter Weine zu jenem Differenzierungs- und Empfindungsvermögen führt, auf dessen Basis Weinkenner und Biertrinker einander nicht *verstehen* können. Die entsprechenden Statusdifferenzen und die sich hieran anschließenden Semantiken wären dann als *sekundäres* Resultat einer längst *gefühlten* Differenzierung anzusehen.<sup>116</sup> Auch Nohl und Bohnsack können am Beispiel von Jugendgruppen aufzeigen, dass erst die *geteilten Praxen* gemeinsamer »Aktionismen« jene Gemeinschaftlichkeit erzeugen, aus der heraus dann in einem zweiten oder dritten Schritt eine Jugendkultur mit einer höher entwickelten Semantik entsteht.<sup>117</sup>

Der Bourdiesche Habitusbegriff scheint auf neurobiologischer Seite eine gute Entsprechung in Damasios Theorie der somatischen Marker zu finden. Zudem zeigen sich Anknüpfungspunkte an all jene Befunde, welche aufzeigen, dass die mit sozialem Status sowie Inklusions- und Exklusionsvorgängen assoziierten Emotionen über biochemische Prozesse vermittelt sind, welche dann ihrerseits die psychischen und sozialen Konsequenzen der hiermit aufgeworfenen

<sup>116</sup> Vgl. Bourdieu (1982).

<sup>117</sup> Siehe Nohl und Bohnsack (2001). Mit Nohl lässt sich die Reihenfolge einer vorsprachlichen Praxis empirisch aufzeigen, der dann erst später zweck- und motivgerichtete Praxen folgen und die für eine Vielfalt von Bildungsprozessen konstitutiv ist – etwa der Gründung von Start-up-Unternehmen und dem Erlernen von Web-Design (Nohl 2006). Auch in der Organisationsforschung spricht mit Weick vieles dafür, dass es nicht die geteilten Ziele sind, die eine Gruppe von Menschen zu organisiertem Handeln bringen, sondern die *Verschränkung von Mitteln*. Zwecke und Ziele erscheinen auch hier nicht mehr von vornherein gegeben, werden aber gesucht, genutzt und gebraucht, um sie dann für den ›Prozess des Organisierens‹ verwerten zu können. Zweckrationales Entscheiden spielt zwar weiterhin in Organisationen eine wichtige Rolle, jedoch nicht mehr im Sinne trivialer Kausalitätsverhältnisse. Vielmehr manifestiert es sich nun als ein fortlaufendes »Sensemaking«, das auch zufällige Inputs als potentielle Singestalten für den ›Prozess des Organisierens‹ nutzen kann. Vgl. Weick (1998, 130 ff.).

Unterscheidungen nochmals verstärken. Vieles spricht dafür, dass der in der Bourdieuschen Theorie eher wenig spezifizierte Habitusbegriff durch einen Dialog mit einer entsprechend informierten Neurowissenschaft an Schärfe und Konkretion gewinnen kann. Hiermit würde der Habitus aus der Leerstelle eines unerklärten Erklärers rücken und auch in theoretischer Hinsicht an Gestalt gewinnen.

Bourdies Konzeption der Sozialen Felder könnte zudem auch durch einen Rekurs auf die mimetischen Prozesse der Spiegelung untermauert werden. Indem es nun in der Tat auch um die Körperpraxis des richtigen Habitus geht – eben den praktischen Sinn –, erscheint gerade die in der *face to face*-Unterweisung vonstatten gehende Sozialisation nochmals in einem anderen Licht. Denn hier würde es dann in der Tat vor allen Dingen um Teilhabemöglichkeiten gehen, also um die Chance, sich im richtigen Milieu zu befinden.

Auch Initiationsriten werden aus dieser Perspektive als eine Kombination von mimetischen und affektuellen Komponenten verständlich. Unterwerfung unter die Initiierten und die Übernahme ihrer Rolle bilden in Verbindung mit dem hiermit erzeugten emotionalen Zustandswechsel ein hochwirksames Ritual der sozialen Enaktierung.<sup>118</sup> Gleiches gilt dann selbstredend auch in Degradierungszeremonien, wie sie etwa Garfinkel beschrieben hat.<sup>119</sup> Da jetzt auch neurophysiologisch verständlich wird, dass Worte weh tun können, bekommt Bourdies Begriff der *illusio* auch auf einer stofflichen Ebene einen Sinn. Denn den beteiligten Akteuren geht es nun auch auf körperlicher Ebene um etwas Wesentliches. Sie *fühlen*, dass sie an dem, was von außen nur als Spiel erscheinen mag, existenziell beteiligt sind.

Max Webers Soziologie steht insofern *nicht* im Widerspruch zu den hier vorgestellten Befunden der Emotionsforschung, als dass seine Entscheidung, den Handlungsbegriff so und nicht anders zu fassen, *methodologisch* begründet ist. Ihm geht es mit dem ›subjektiv gemeinten Sinn‹ um die Modernisierungsprozesse einer Gesellschaft, die sich als rational zu verstehen begreift, und nicht um eine ontische Qualität eines inneren Seelenwesens, das genau so und nicht anders funktionieren würde. Im Sinne eines *Idealtypus* und nicht im Sinne eines *Realtypus* interessieren ihn jene Motivstrukturen, aus denen heraus sich die modernen Wirtschafts- und Herrschaftsformen als Verkündung einer Entzauberung der Welt herausbilden.

Weber weiß sehr wohl um die vergemeinschaftende Bedeutung von Gefühlen und um die habituellen sozialen Praxen, die nicht in das Spiel des Nehmens und Gebens von Gründen eingehen. Methodologisch möchte Weber diesen Bereich nicht als Teil seiner Soziologie begreifen, sondern der Sozialpsychologie überantworten. Eine solche

<sup>118</sup> Bourdieu (2005, 111 ff.).

<sup>119</sup> Vgl. Garfinkel (2007).

Selektivität ist mit Blick auf sein spezifisches Forschungsprogramm sinnvoll. Solange man auf der Weberschen Seite bleibt, kann die Soziologie ganz gut ohne Hirnforschung auskommen.<sup>120</sup> Problematisch wird die Ausblendung von Gefühlen erst in einer *verstehenden* Soziologie, die beansprucht, vom idealtypisch handelnden soziologischen Akteur auf die *Lebenswelt* eines auch psychisch und biologisch verfassten Menschen schließen zu können.

Genau diesem Problem begegnet jedoch das Schützsche Programm einer sozialphänomenologischen Soziologie, indem sie das Diktum, »jedem Handeln geht der Entwurf voraus«, auch phänomenologisch verstanden wissen möchte. Hierdurch ist sie gezwungen, sich auch innerhalb des Verhältnisses von Praxis, Sprache und Emotionen auf ein eindeutiges Kausalitätsverhältnis festlegen zu müssen, und einem Sprachverständnis den Vorrang zu geben, das vorrangig auf Motive, Ziele und Gründe setzt. Dabei wird die Möglichkeit verbaut, Sprache zunächst (nur) als Verhalten zu begreifen, um sich dann je nach Situation offenzuhalten, Handlungen Verstehen und Intentionalität zuzurechnen, und ebenso offenzulassen, welcher Beobachter denn diese Zurechnung trifft.<sup>121</sup>

<sup>120</sup> Hierzu auch Renate Mayntz: »Gemessen am biologischen und psychologischen Detailwissen ist der *homo sociologicus* in der Tat ein höchst selektives Konstrukt – ebenso wie seine Verwandten, der *homo oeconomicus*, der *homo faber* und der *homo ludens*. Keines dieser Konstrukte beansprucht, eine umfassende Beschreibung des Menschen zu geben, und auch eine Handlungstheorie, die auf dem Menschenbild des *homo sociologicus* fußt, beansprucht nicht, den ›ganzen Menschen‹ zu erfassen, der mit seinen je individuellen Eigenschaften in der Tat sehr viel stärker biologisch bestimmt ist. Die Relativierung der Bedeutung, die die neuen Erkenntnisse von Genetik und Hirnforschung haben, gilt denn auch nur für die Soziologie; für Medizin, Psychiatrie, Psychologie und Pädagogik sind sie wesentlich bedeutsamer. Die soziologische Handlungstheorie ist eine *Handlungstheorie*, keine auf das ›Sein‹ des Menschen bezogene Theorie – um eine alte Gegenüberstellung von Talcott Parsons zu benutzen« (Mayntz 2006, 13).

<sup>121</sup> Demgegenüber wird es mit Brandom (2000) und Dennett (1978) auch aus einer sprechakttheoretischen Perspektive durchaus möglich, das Verhältnis von abgeleiteter und *ursprünglicher* Intentionalität umzukehren. »Daß etwas von jemandem als intentionales System betrachtet oder behandelt wird, rangiert in der Reihenfolge der Erklärung vor der Tatsache, daß es ein intentionales System ist« (Brandom 2000, 109). Intentionalität erscheint hier erst dadurch, dass es durch sprachliches Handeln einer Gemeinschaft institutionalisiert wird und in »diesem Sinne können nur Gemeinschaften, nicht Individuen, als im Besitz von ursprünglicher Intentionalität interpretiert werden« (Brandom ebd.).

Auch die performativen Aspekte von Sprache rücken damit aus dem Blickfeld.

Sinnvolle Anschlüsse an die hier vorgestellten Ergebnisse der neu-  
robiologischen Emotionsforschung ergeben sich jedoch nur, wenn Sprache zunächst (nur) als Verhalten zur Koordination von Verhalten begriffen, also vorrangig als eine Praxis verstanden wird. Erst aus dieser Perspektive erscheinen Rangkämpfe, Lachen, Spielverhalten etc. und die hiermit verbundene emotionale Affizierung als funktionale Äquivalente zu sprachlichen Praxen, die allein schon auf performativer Ebene soziale Prozesse instituieren. Die soziale Dimension der Sprache zeigt sich damit nicht nur im Geben und Nehmen von Gründen, sondern auch in der Tatsache des Sprechens selbst. Von der Ethologie und der vergleichenden Emotionsforschung zu lernen, hieße nun zu begreifen, dass der Raum des Handelns schon längst geöffnet ist, bevor der erste Satz vollendet und bevor eine Motivstruktur zur Geltung gebracht wurde.

Nicht zuletzt würden mit Blick auf die affektuelle Wirkung von »sprachlichem Verhalten zur Koordination von Verhalten« auch die Gewaltaspekte von Sprache stärker in den Blick kommen. Miteinander sprechen heißt dann nicht mehr nur, dass Argumente ausgetauscht werden und die einzelnen Akteure sich dann autonom überlegen können, was sie davon halten. In einem sprachlichen Raum zu sein bedeutet nun vielmehr vor allem, ausgeliefert zu sein und durch Worte versklavt zu werden, deren Sinn man zwar widersprechen mag, deren Wirkung man jedoch nicht entkommen kann. All dies steckt in der allzu bekannten Erfahrung, dass Worte verletzen können.<sup>122</sup> Paradoxerweise verdeckt gerade die sozialphänomenologische Hinwendung zur Sprachphilosophie diesen Befund.<sup>123</sup> Insbesondere in der amerikanischen Prägung des interaktionistischen Paradigmas führt sie zu einer flachen Soziologie, in der die Materialität des Sozialen aus dem Blick kommt und nur noch als Spiel sprachlicher Aushandlungsprozesse erscheint.<sup>124</sup>

<sup>122</sup> An dieser Stelle ist auf das von Herrmann, Krämer und Kuch herausgegebene Buch »Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung« hinzuweisen (Herrmann/Kuch 2007).

<sup>123</sup> Hierzu Kuch und Herrmann: »Das Erstarken der sprachanalytischen Philosophie steht unter paradoxen Vorzeichen: In dem Moment, in dem die Philosophie eine radikale Wende zur Sprache hin vollzieht, scheint sie doch zugleich auf grundlegende Weise die performative, handlungsmächtige Dimension der Sprechens zu übergehen. Der blinde Fleck der sprachlichen Gewalt bleibt auch in einem verständigungsorientierten Bild der Sprache bestehen, wie es etwa in der Universalpragmatik von Jürgen Habermas zu finden ist« (Herrmann/Kuch 2007, 9).

<sup>124</sup> Siehe mit Blick auf die hieraus folgenden methodologischen Primate bei-

Kommen wir zur Luhmannschen Systemtheorie. Auf den ersten Blick ließe sich vermuten, dass das Theoriedesign der operationalen Schließung nicht kompatibel sei mit einem Gefühlskomplex, der die Grenzen zwischen psychischen und sozialen Systemen zu überschreiten scheint. Die Idee, dass Hirnzustände bis in die Handlungsschritte hinein ineinander gespiegelt werden können, scheint nicht mit dem Bild einer autopoietischen Selbstorganisation zusammenzupassen, entsprechend der die Umwelt nur als eine durch das System selbst erzeugte System-Umwelt-Differenz repräsentiert werden kann.

Während bei Bourdieu der Kreis der Soziogenese des Sozialen durch den Körper hindurchgeht – das soziale Feld schreibt sich in den Habitus ein, der wiederum das soziale Feld konstituiert –, geht die Systemtheorie von *Schnittstellen* zwischen an sich autonomem systemischen Sphären aus, an denen nicht von vornherein determiniert ist, was ein Unterschied auf der einen Seite für einen Unterschied auf der anderen Seite bewirken wird. Man geht hier stattdessen von einer gegenseitigen *Irritation* aus, die aber über wechselseitige Erwartungsstabilisierung zu einer *Koproduktion* führt, entsprechend der unterschiedlichen Systeme dann über eine gemeinsame Interaktionsgeschichte strukturell aneinandergekoppelt werden, ohne dabei jedoch die eigene operationale Autonomie aufzugeben zu müssen.

Jedes System mag sich nun zwar an eine Umwelt angepasst haben, die durch andere Systeme geprägt wird, wird aber intern entsprechend seiner eigenen Logik und Gesetzmäßigkeiten seine jeweils spezifische Autopoiesis fortsetzen. In diesem Sinne distanziert sich Luhmann dann radikal von der Schützschens Generalthese der Perspektivenübernahme, mittels der das Intersubjektivitätsproblem gelöst werden sollte.

Aber sprechen die Spiegelneuronen nicht genau dafür, dass bis in den Handlungsentwurf hinein Lebenswirklichkeiten geteilt und hinsichtlich ihrer Motivstrukturen nachvollzogen werden können? Und spricht damit nicht doch einiges für ein repräsentationales Modell eines psychischen Prozesses, der uns eine objektive Wirklichkeit erkennen lässt, die von unserem Gegenüber in homologer Weise wahrgenommen wird?

Neurophysiologische Erklärungen der Frage, wie die Fähigkeit von *mind reading* entwickelt werden kann, eröffnen jedoch auch andere Perspektiven und können diese Phänomene ebenfalls auf Basis von operativ geschlossenen Eigenzuständen erklären. Man spiegelt dann entsprechend nur das, mit dem man auf Basis der eigenen, sich selbst konditionierenden Assoziationsketten in Resonanz treten kann.

spielsweise Denzin (1994) oder in Hinblick auf eine Organisationsanalyse, die nur noch auf Moderation setzen kann, Guba/Lincoln (1989).

Mit Keysers lässt sich – kontraintuitiv zur Alltagsepistemologie – ahnen, dass sich diese Prozesse als Eigenaktivitäten verstehen lassen, die in Resonanz zu Irritationen aus der Umwelt treten, dass wir also genau genommen weniger den anderen spiegeln, als uns durch homologe Sinnesassoziationen veranlasst fühlen, einen Eigenzustand aufzubauen, der dann eine gewisse Homologie zu dem Eigenzustand aufweist, den der andere aufgrund seiner Eigensozialisation unter Bedingungen ähnlicher struktureller Koppelung erzeugt hat.

Je nach Theorieperspektive erscheint die Simulation dann entweder im Sinne von Repräsentation als ein aktives Sich-in-den-anderen-Hineinversetzen oder neurokonstruktivistisch als eine passive Resonanz, die Eigenzustände evoziert, welche sich als Assoziationsmuster selbst verstärken. Hinsichtlich ihrer Funktion des In-Beziehung-Setzens zu einer Umwelt machen beide Perspektiven keinen großen Unterschied.

Die neurokonstruktivistische Perspektive gestattet jedoch zusätzliche Freiheitsgrade, da das, was an der Schnittstelle zwischen den Systemebenen geschieht, nicht von vornherein determiniert ist, während die ›realistische‹ Perspektive von einem strenger bestimmten – wenngleich verzerrten – kausalen Abbildungsverhältnis zwischen innen und außen ausgehen muss.

Entsprechend rechnet die Systemtheorie auch in Bezug auf die affektuelle Affizierung eines Menschen durch einen anderen Akteur mit Freiheitsgraden. Da die strukturelle Koppelung die autopoitische Orientierung eines Systems an seinen Eigenzuständen nicht aushebelt, muss sich hier die systemtheoretische Analyse eine Leerstelle in der Beschreibung offenhalten. Das Lachen des einen mag zwar den anderen an sein eigenes Lachen erinnern und ein entsprechendes Einstimmen veranlassen. Doch prinzipiell darf hier weiterhin nicht von einem deterministischen Kausalverhältnis ausgegangen werden. Potentiell bleiben andere, alternative Reaktionen möglich, die auf Eigenzustände referieren, die keine strukturelle Homologie zu den Ausdrucksformen und Emotionen der jeweils assoziierten Akteure zeigen.

Die systemtheoretische Perspektive kann und darf nicht von einem Automatismus ausgehen, entsprechend dem ein Gefühl ein bestimmtes Gefühl auslöst.<sup>125</sup> Aus dieser analytischen Sicht ist mit Resonanz

<sup>125</sup> Mit Blick auf die These, dass kollektive Emotionen als Ursache anderer sozialer Phänomene beschrieben werden können, bemerkt Baecker: »[dass es] der Systemtheorie schwer fällt, kausale Beziehungen dieser Art einzuschätzen. Es gibt zu viele Ursachen und zu viele Wirkungen, deren Verhältnis zueinander man bewerten können müsste, ohne dass man wüsste, aus welcher Systemperspektive die Selektion einzelner Ursachen

und Entkoppelung, mit Spiegelung *und* Nicht-Spiegelung, mit trivialen und nicht trivialen Reaktionen zu rechnen. Gerade hiermit erscheint die systemtheoretische Beschreibung gewissermaßen noch empirienäher als ein Feld-Habitus-Determinismus, der Spontaneität und Veränderung nur als Konsequenz der gesellschaftlichen Erschütterung eines Feldes erklären kann.

Die Systemtheorie rechnet gewissermaßen an jeder Stelle mit Überraschung, um zugleich jedoch wieder eine Systemik darin zu entdecken, wie unterschiedliche Systeme mit diesen Kontingenzen im Sinne der eigenen autopoietischen Referenz erneut routiniert umgehen können. Mit Blick auf die Empirie der Emotionen bietet die Systemtheorie gewissermaßen die am höchsten auflösende Konzeption an.<sup>126</sup> Sie gestattet es, genau darauf zu schauen, »wie die Systemreferenzen auf Körper, Bewusstsein und Emotionen unterschieden werden können, die von Affekten, Gefühlen und Emotionen so eindrucksvoll überbrückt werden«.<sup>127</sup>

Sie kann das Augenmerk beispielsweise darauf lenken, in welchen Situationen emphatisch gespiegelt wird und wann voneinander der Distanz genommen wird, wann etwa in moralischer Entrüstung nicht mehr das Erleben des anderen als Ausgangspunkt des eigenen Handelns genommen wird. Hier bietet sich dann auch an, näher zu schauen, inwieweit die mit der Parsonsschen Kreuztabellierung von Alter/Ego zu Erleben/Handeln<sup>128</sup> beschriebenen Polaritäten durch jene Dichotomien pointiert und verstärkt werden, welche durch die Gefühle erzeugt und aufgeworfen werden.

Es wäre also nun zu beobachten, wie Macht, Liebe, Eigentum, Geld, Erziehung, Kunst und Recht nicht nur auf bestimmte Zurechnungsformen rekurrieren, sondern zugleich in Resonanz mit bestimmten emotionalen Stimmungen stehen, welche ihrerseits die hiermit formatierten Medien stabilisieren. Es könnte geschaut werden, wie die Nähe bestimmter emotionaler Muster zu bestimmten

und Wirkungen denn nachvollzogen werden soll«. Stattdessen ist zu fragen: »Wie gelingt es einem System, seine Systemreproduktion gegenüber den Kausalitäten, die ihm unterlaufen, indifferent beziehungsweise selektionsfähig zu halten? Und wie gelingt das organischen, psychischen und sozialen Systemen je unterschiedlich?« (Baecker 2004a, 17).

<sup>126</sup> Vielleicht könnte hierin auch ein Grund liegen, warum sich systemtheoretische Arbeiten forschungspraktisch so wenig mit Emotionen beschäftigt haben. Die Auflösungsmöglichkeiten überfordern die Forschungspraxis und in diesem Sinne erscheint es weiterhin leichter, das Feld im Sinne Max Webers methodologischer Ausblendung zu beackern.

<sup>127</sup> Baecker (2004a, 18).

<sup>128</sup> Vgl. Luhmann (1998a, 336 ff.).

gesellschaftlichen Funktionen zu ›Missverständnissen‹ führen kann, die dann zu bestimmten Sorten von Problemen führt, welche mit den semantischen Eigenmitteln dieser Systeme nicht gelöst werden können, da diese nun in inakzeptable Emotionslagen verwickelt sind.<sup>129</sup>

Schließlich wäre aus einer originär soziologischen Perspektive mit Dirk Baecker zu fragen, »welcher Typ einer attributionsindifferenten Vernetzung von Handlungen und Kommunikationen durch Emotionen realisiert wird, wenn sich dieser Typ so auffällig von Vernetzungen unterscheidet, die umgekehrt Wert darauf legen, die Attributionsmöglichkeiten zu unterscheiden, um für Anschlusshandlungen und Kommunikation jeweils unterschiedliche und intellektuell bearbeitbare Optionen zur Verfügung zu haben«.<sup>130</sup>

Auf diesem Wege würde sich möglicherweise auch ein tieferes Verständnis dafür ergeben, warum es Max Weber als Soziologe der Moderne vorzog, Emotionen außerhalb der Grenzen seiner Soziologie zu stellen. Wir würden dann mit Weber, Durkheim, aber auch Habermas einem Projekt der Aufklärung begegnen, das mit guten Gründen die Vernunft-Gefühl-Dichotomie so gewählt hat, wie wir sie kennen, und auf diesem Weg eine Semantik hervorbringen konnte, die nicht zufällig zugleich eine Emanzipation von der Religion wie auch von unserer biologischen Natur versprach.

Der rational handelnde Akteur gehört dann zu einer Erzählung der Aufklärung, die auf eine Gesellschaft traf, in der sich diese Fiktion aus benennbaren gesellschaftlichen Gründen plausibilisieren konnte – wenngleich dann nach den Schrecken des Nationalsozialismus zwar nicht mehr rational, jedoch immerhin noch normativ. Wie auch auch immer, eine bestimmte, sich als humanistisch und emanzipativ verstehende Soziologie konnte hierdurch Profil gewinnen.<sup>131</sup>

In der gegenwärtigen Lage würde sich dann allerdings auch aus soziologischer Perspektive die Frage stellen müssen, ob sich nicht der semantische Haushalt unserer Gesellschaft mittlerweile in einer Weise geändert hat, dass es auch für die Soziologie nun opportun erscheint, die Kommunikation von Gefühlen mit der Theorie der Gesellschaft wieder zusammen zu denken.<sup>132</sup> Während mit dem Mythos der Moderne die Gesellschaft auf Rationalität gebaut schien, würde nun heute auch der Umgang mit unseren Gefühlen vermehrt als eine Frage des Designs der Gesellschaft erscheinen. Die Beziehung von

<sup>129</sup> Man denke hier an (sexuellen) Missbrauch, Korruption und ähnliche Entgrenzungen, die immer zugleich mit starken Affekten unterlegt sind, die dann ihrerseits nur begrenzt offen kommuniziert werden können.

<sup>130</sup> Baecker (2004, 18).

<sup>131</sup> Siehe in diesem Sinne auch Armin Nassehi zum »soziologischen Diskurs der Moderne« (Nassehi 2006a).

<sup>132</sup> Siehe hierzu auch Staubmann (1995).

Funktion und Form des kommunikativen Umgangs mit uns selbst erscheint nicht mehr nur als ein Thema der Psychoanalyse oder der Sozialpsychologie, sondern berührt zugleich auch die gesellschaftlichen Funktionssysteme in ihrem Herzen.<sup>133</sup> Sei es nun die Marketingtheorie, die weiß, dass Projekte nicht nur rational, sondern auch emotional kommunizieren, eine Politik, welche wieder das Thema Charisma entdeckt, eine Organisationstheorie, die auf emotionale Affizierung von Mitarbeitern eines Unternehmens setzt, oder eine Religion, die weiß, dass sie ihren Glauben nicht nur auf Rationalität bauen kann – Emotionen und die Methoden ihres Gebrauchs würden nun vermehrt in die Selbstbeschreibungen der Gesellschaft eintreten.

Möglicherweise treffen wir aber hier auch auf eine anthropologische Dimension, welche die Darstellungsmöglichkeiten der bisherigen soziologischen Theoriebildung überschreitet, denn die Beziehung zwischen Bewusstsein, Gefühl und Sozialem ließe sich mit guten Gründen noch anders – gewissermaßen transzendornter – fassen.

<sup>133</sup> Eine andere sinnvolle Weichenstellung könnte darin liegen, die von Ferdinand Tönnies (1935) aufgegriffene Unterscheidung von ›Gesellschaft‹ und ›Gemeinschaft‹ wieder starkzumachen, wobei Letztere die gefühlten Unterscheidungen unserer Kognitionen bezeichnet, während Erstere eben dem als Texte und andere Artefakte verdinglichten semantischen Haushalt entspricht. Hierdurch würde das Differenzierungstheoretische Argument vom Übergang von einer auf sinnlicher Anwesenheit beruhenden Interaktionsgesellschaft zur Buchdruckgesellschaft zugleich unterfüttert wie auch unterlaufen – denn auch die funktional differenzierte Gesellschaft muss auf kognitive Leistungen zurückgreifen, die zugleich affektiv wie auch kulturell stabilisiert werden (vgl. Tomasello 2006).

